

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedbühl

unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron G. v. d. Brüggen, Prof. Dr. C. Dehio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glasenapp, Jul. Hasselblatt (J. Norden), Dr. G. v. Kottbert, A. Tobien u. A.

Inhalt:

- Ueber Frauenlitteratur. I. Warum dichten Frauen? Von
Fr. Sintenis 463
- Alte und neue Parteien in Deutschland. Von Dr.
Eduard Eckhardt 485
- Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands,
vornehmlich nach den Akten des preussischen Geh. Staats-
Archivs. Von Ernst von der Brüggen. (Fortsetzung) . . . 500
- Beilage:** Aus Woldemar von Ditmar's Reisebriefen an
seine Eltern (1815—1818) (Schluß). Von Dr.
L. v. Schröder.
- Herbstfäden.
- Litterarische Streiflichter. Von H. D.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der
„Balt. Mon.“ (Riga, Moskauer Str. 124) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



1684.

Rebal.
Franz Kluge.
1896.

N 1582



Ueber Frauenlitteratur.

Zwei Vorträge von N. Sintenis.

I. Warum dichten Frauen?

Eine sonderbare Frage ist es, die ich heute zu beantworten unternehme: Warum dichten Frauen? Was zum Dichten etwa erforderlich ist, wissen wir: Geist und Phantasie, Empfindung für Wahrheit und Schönheit, Menschenkenntniß und Lebens- erfahrung, endlich ein entwickeltes Sprachgefühl. Das sind freilich hohe Ansprüche, die selten ein Sterblicher alle zugleich erfüllen kann — aber warum soll dieser Eine nicht auch einmal eine Frau sein?

Widersprechen jene Anforderungen der weiblichen Natur- anlage? Sind Geist und Phantasie, Empfindung für alles Wahre und Schöne, Menschen- und Lebenskenntniß ausschließlich oder auch nur vorherrschend Eigenthum der Männerwelt? Gewiß nicht!

In vielen Dingen ist ja freilich die Natur der Frau von der des Mannes so verschieden, daß an eine vollkommene Gleich- stellung der Geschlechter niemals zu denken ist; viele der darauf gerichteten Bestrebungen gehen weit über ein mögliches Ziel hinaus. Ja wir müssen Niehl*) Recht geben, der behauptet, nur auf der niedrigsten Culturstufe sei der äußere und innere Unterschied des Geschlechtes einigermaßen ausgeglichen; je höher die Bildung steige, desto mehr vergrößere sich derselbe.

Was würde es nützen, wenn sämtliche Frauen Europas beschließen wollten, Daß zu singen oder im Daß zu sprechen?

*) Niehl, Die Familie. 1861. p. 32.

Das müssen sie schon alten Negerinnen oder Indianerweibern überlassen.

Ebenso wenig würden unsere Frauen den Strapazen des Matrosendienstes gewachsen sein oder ein leistungsfähiges Offizierscorps zu stellen vermögen: auch werden verständige Eltern sich hüten, ihre Töchter zu so gewagten Experimenten zu erziehen.

Da die Frauen es also den Männern doch nicht gleichthun können in Dingen, zu welchen ihre Constitution ihnen Mittel und Kräfte versagt hat, werden sie besser auf solche Gebiete hingewiesen, wo sie den Männern wahrscheinlich oder sicher im Ganzen ebenbürtig sind, so lange sie sich in den Grenzen der Reproduction halten.

Indessen sind die oben genannten Requisiten der Dichteranlage seelische und geistige Potenzen, die ebensowohl im weiblichen Organismus sich entwickeln, wie sie von jeher Männern zu Gebote gestanden haben.

Was hat nun die Frauenwelt aller früheren Jahrhunderte, ja Jahrtausende mit verhältnismäßig wenig Ausnahmen veranlaßt, diesen Besitz zu verleugnen oder wenigstens ihr Licht unter den Scheffel zu stellen? Das haben sie doch bis in's vorige Jahrhundert hinein meist gethan, wie ich Ihnen alsbald durch Zahlen zu beweisen vermag.

Vergegenwärtigen Sie sich nur folgende Thatfachen: abgesehen von vereinzelteten Dichterinnen des Alterthums und des Mittelalters begegnen wir erst in der Reformationszeit etwas häufiger Frauen, die mit der Feder umzugehen wissen. Aber bis weit in's vorige Jahrhundert sind auch das noch recht seltene Erscheinungen.

Ich beschränke mich heute auf Deutschland, welches in dieser Beziehung den meisten Ländern Europas vorangegangen ist und dessen Material mir in relativer Vollständigkeit vorliegt.

Bisher ist, soweit ich sehen kann, noch kein Versuch gemacht worden, die Frauendichtung der Welt oder auch nur Deutschlands in einer Uebersicht zu vereinigen. So war ich genöthigt mir das gesammte litterarhistorische Material zusammenzusuchen und zu gruppiren. Möge mich das entschuldigen, wenn ich weit entfernt bin von einer annähernd vollständigen Sammlung und zweck-

mäßigen Anordnung des weitläufigen Stoffes, der von Tag zu Tage umfangreicher anwächst.

Von Luther's Tagen bis 1700 habe ich nur etwa 40 deutsche Dichterinnen ermitteln können; von 1701—1800 fallen die Geburtsjahre von 220 Schriftstellerinnen — ich rechne nach dem Geburtsjahr als dem einzigen stabilen Moment; freilich zähle ich daher sehr viele Frauen, die in der That erst im 19. Jahrhundert zur Geltung kommen, noch zum vorigen Jahrhundert —; von 1801—1874 habe ich bis jetzt 1517 Namen verzeichnet, zu denen sich aber bei fortgesetzter Aufmerksamkeit stets neue gesellen.

Die beiden ersten Jahrhunderte der neueren Zeit geben also im Verhältniß zum vorigen, dritten die Proportionsziffern 1 : 5,5; das achtzehnte Jahrhundert verhält sich zum 19. wie 1 : 6,5; das Verhältniß aller drei Abschnitte ist demnach 1 : 5,5 : 37,05. Aber noch ist unser Jahrhundert nicht zu Ende; das letztberechnete Jahr ist 1874 — die jüngsten namhaften Dichterinnen sind erst 20 Jahre alt — und es fehlen ohne Zweifel noch sehr viele Frauennamen, welche der öffentlichen Erwähnung harren; endlich ist es sehr wahrscheinlich, daß die letzten 26 Jahre des Jahrhunderts ebensoviel oder noch mehr Schriftstellerinnen hervorbringen, als die bisherigen 74 gethan haben, nur daß diese meist erst im 20. Jahrhundert eine Rolle spielen werden.

Wern würde ich Ihnen auch das augenfällige Anwachsen der Zahlen nach Jahrzehnten veranschaulichen, aber dazu fehlen mir leider allzuwiele Daten. Denn von jenen 1517 Damen, größtentheils noch unseren Zeitgenossinnen haben nur etwa 1050 ihr Geburtsjahr mitgetheilt; ich kann das nicht für einen Zufall halten; Viele mögen selbst dem unermüdlichen Kürschner unzugänglich gewesen sein; Andere dagegen haben es wohl nicht wissen lassen wollen, wie viel Jahre sie zählen. In einzelnen Fällen wird uns sonderbarer Weise nur der Geburtstag, nicht das Jahr verrathen.

Ich hätte diese kleine Schwäche nicht berührt, wenn sie nicht gar zu charakteristisch wäre. Nur von ganz wenigen Schriftstellern der neueren Zeit fehlt das Geburtsjahr in den Verzeichnissen, offenbar weil es sich bis dahin wirklich nicht hat feststellen lassen — von den Damen aber beträgt der Ausfall fast 30⁰/_o.

Also vor 1701 nur ca. 40; dann bis 1800 bereits 220; seit 1801 endlich schon 1517! Diese Ziffern zwingen ja zu der Frage, woher diese gewaltige Zunahme komme. Es handelt sich hier nicht um etwas so Neues, das man erst neuerdings entdeckt oder erfunden hätte, von dem frühere Zeiten sich gar keine Vorstellung gemacht hätten. Warum haben die Schwestern der Sappho, der Groschwitz, der Vittoria Colonna nicht in ebenso großer Anzahl den Mufen gedient? Sollen wir nochmals die Ansicht Niehls*) theilen: „Das massenhafte Auftreten weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit sei allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenverstimmung des Zeitalters; wo dagegen das öffentliche Leben einen kräftigen Aufschwung nehme, da sei allezeit die Frau in den Frieden des Hauses zurückgetreten.“

Allerdings wuchern in den letzten Jahrzehnten immer üppiger die Symptome krankhafter Nervenregung, mit der auch der männliche Organismus nur zu häufig behaftet ist. Dagegen haben in den Kriegsjahren von 1864—1871 die Frauen in schönstem Betteifer ihren weiblichen Beruf erfüllt, durch Fürsorge und Pflege zu helfen, wo sie nur konnten; und erst als diese Epoche der nationalen Anspannung vorüber war, erklang aus Frauenmund die Mahnung: „Die Waffen nieder!“

Diese und manche ähnliche Betrachtungen scheinen also Niehls Ansicht gewissermaßen zu bestätigen.

Doch halte ich's nicht für zeitgemäß, die Frage: Warum dichten Frauen? mit abstrakten Erörterungen zu erledigen. Wollen wir vielmehr, soweit die vorhandenen Auskünfte reichen,**) den individuellen Gründen nachspüren, welche schon im vorigen Jahrhundert verhältnißmäßig viele Frauen veranlaßt haben, nach schriftstellerischen Erfolgen zu streben. Wir werden alsbald die Erfahrung machen, daß bereits damals die meisten äußeren und inneren Motive vorhanden waren und wirkten, welche im 19. Jahrhundert nur an Intensität gewonnen haben.

*) Niehl, Die Familie 1861. p. 67 u. 66.

***) Bei Weitem die meisten dieser Auskünfte verdanke ich: 1. K. Goedecke, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung I.—III. 2. Fr. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Leipzig, Neclam. 3. J. Münchner, Deutscher Litteratur-Kalender 1893, 1894.

Dieses rapide Wachsthum der Frauenlitteratur wird sich dann aus der seit 100 Jahren so wesentlich veränderten Lebensanschauung und Lebenslage, sowie aus dem gesteigerten geistigen Verkehr erklären lassen.

Das vorige Jahrhundert hat also die Bahn gebrochen, auf welcher nun unter günstigeren Bedingungen die individuelle Regung zu einer generellen Strömung geworden ist.

Zunächst sind es die natürlichsten Verhältnisse, die Bande der Ehe und der Familie, welche anregend auf die Frauenwelt gewirkt und sie ermutigt haben, den litterarischen Interessen der Männer zu folgen.

Denn das mag gleich hier konstatiert werden: an der Spitze einer neuen Richtung, einer außerordentlichen Bewegung auf dem Gebiete der Litteratur hat bisher noch keine Frau gestanden; allenthalben sind sie lediglich der Initiative der Männer gefolgt.

Typische Beispiele von dieser Anregung bietet das vorige Jahrhundert in jeder Beziehung dar.

Der erste namhafte deutsche Schriftsteller, der ganz dem 18. Jahrhundert angehört, ist Gottsched. Mag man über seinen absoluten Werth noch so absprechend urtheilen, daß er für das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts große Bedeutung gehabt hat, muß Jeder anerkennen.

An seiner Seite aber steht, redlich bemüht, ihn in seinen poetischen Bestrebungen zu unterstützen, seine Gattin Lucie Adelgunde Victorie, geb. Culmus. Sie hatte Jahre lang mit ihm in poetischem Briefwechsel gestanden, dann wurde sie seine Hausfrau und Gehülfin und theilte auch mit ihm den kurzen Ruhm, den der Leipziger Dictator genoß.

Gottsched überschätzte den Werth seiner Frau keineswegs; an Geschmac und dramatischer Fertigkeit war sie ihm vielleicht sogar überlegen. Uebrigens hatten schon die Dichtergesellschaften des 17. Jahrhunderts Frauen als Mitglieder aufgenommen, doch waren dies immer nur Ausnahmefälle, die man um ihrer Seltenheit willen stets besonders verherrlichte. Gottsched selbst ließ, als er 1734 die Christine Marianne von Ziegler zur Dichterin krönte, eine ganze Sammlung von Gedichten und Schriften auf die feierliche Gelegenheit erscheinen.

Von nun an begegnen wir in der Dichtervelt des vorigen Jahrhunderts noch manchem Ehepaare.

Ich sehe dabei ganz ab von jenen Wittwen, welche dem Andenken ihrer verstorbenen Gatten biographische Monumente errichtet haben — wie Caroline Herder, Ernestine Voß, Therese Förster-Huber, in neuerer Zeit Emilie Uhland — ich übergehe Elise Hahn, die noch Jahrzehnte lang nach ihrer Scheidung von Bürger unter seinem Namen als Improvisatorin und Declamatorin in der Welt umherzog.

Vielmehr verweise ich auf die romantische Schule, deren Vertreter fast ohne Ausnahme mit Dichterinnen verheirathet waren, die Schlegel, Bernhardt, Fouqué, Arnim, Brentano. Und zwar waren diese Frauen meist erst durch Scheidung oder Todesfall für diese neue Ehe frei geworden.

Weit zahlreicher werden nun die Dichterehen in den drei Generationen unseres Jahrhunderts; ich könnte Ihnen 71 Namen solcher Paare aufzählen.

Ohne Zweifel hat sich häufig die geistige Anregung und Richtung vom Manne der Frau mitgetheilt; indessen ist uns auch der umgekehrte Hergang bezeugt: Ida von Düringsfeld hat ihren Gatten, Otto von Meinsberg, bewogen Schriftsteller zu werden und das Zusammenwirken hat ihm seine Gattin so unentbehrlich gemacht, daß er der Verstorbenen am Tage nach ihrem Tode freiwillig folgte.

Nur sehr selten haben solche Ehen — wie die Bürgers und Aug. W. Schlegels — wieder getrennt werden müssen; von jenen 71 Paaren der Gegenwart sind kaum drei Beispiele namhaft zu machen, darunter Sacher-Masoch. Offenbar liegt in der poetischen Uebereinstimmung und der litterarischen Genossenschaft eine bedeutende Gewähr für ein harmonisches Zusammenleben.

Indessen dürften in der Mehrzahl der Fälle die Gatten eher durch die schon vorhandene gleiche Neigung und Bestrebung zusammengeführt worden sein; Luise Mühlbach — oder, wie sie wirklich hieß, Klara Müller — ward durch ihre belletristischen Versuche, die im „Freihafen“ erschienen, mit dessen Redakteur Th. Mundt bekannt; bald darauf wählte dieser die Mitarbeiterin zu seiner Gattin.

Aber nicht nur Dichterin und Dichter leben gern verbunden; zuweilen ist der Gatte Mann der Wissenschaft, die Gattin geht ihre eigenen belletristischen Wege.

Früheren Jahrzehnten Dorpats erinnerlich ist Minna Mädler, welche ihrem berühmten Gatten hierher gefolgt war und mit ihm 25 Jahre lang droben im Wohngebäude der Sternwarte gelebt und gedichtet hat. Die Gattin des weltbekannten Anatomen Nyrtl ist ebenfalls mit mehreren Bänden „Gedichte“ hervorgetreten.

Oder der Mann ist auch wohl Redakteur eines Blattes, einer Zeitschrift und die Frau liefert dahinein Gedichte oder Erzählungen. Sie werden sich vielleicht ebenso wie ich gewundert haben über die Nachsicht der Daheimredaktion, welche alle die bescheidenen Verse aufnimmt, unter denen der Name „Frida Schanz“ steht; preist doch sogar Herr von Sezepanski, der sonst mit aller Mittelmäßigkeit auf gespanntem Fuße steht, ihre eben erschienenen Spruchsammlungen; ich habe aufgehört mich über dieses Alles zu wundern, seit ich gefunden habe, daß Herr Sonauy — Frida Schanz ist der Mädchenname von Frau Sonauy — zur Redaktion des Daheim gehört.

Als ein Kennzeichen des zu Ende gehenden Jahrhunderts muß ich endlich noch hervorheben, daß auch wohl jede Ehehälfte ihre eigene Zeitschrift redigirt, wie Herr Otto Toppel, der die „Tägliche Rundschau für Stadt und Land“ und Frau Hedwig Toppel, welche die „Schlesische Hausfrauenzeitung“ herausgiebt; ein schönes Bild jener Arbeitskameradschaft, welche uns die sozialistische Zukunft verheißt.

Jedenfalls hat sich die Gattin seit Gottscheds Zeiten nach und nach das gleiche Recht an litterarischer Bethätigung erworben, wie ihr Mann; ja, was Goethe seiner Schwiegertochter, der Herausgeberin des „Chaos“, als einen Zeitvertreib, als eine Art Spielzeug gönnte, das schätzt heutzutage mancher Mann bereits als den Lebensberuf und als Erwerbsquelle seiner Frau. Diese Errungenschaft wäre nicht möglich geworden, wenn nicht die Thatsache evident vor Augen stände, daß die Befähigung mancher gebildeten Frau zu solcher Beschäftigung ausreiche.

Von vielen Dichterinnen haben wir die Ueberzeugung gewonnen, — die bezüglichen Nachrichten stammen ja augenscheinlich

von ihnen selbst oder von ihren nächsten Angehörigen — daß sie in den glücklichsten Familienverhältnissen leben oder gelebt haben, und wir glauben zu bemerken, daß ein daher entsprungenes Wohlgefühl sich in der Stimmung ihrer Schriften widerspiegelt. Ja Manche von ihnen mag gerade im häuslichen Glück den Quell ihrer Dichtung entdeckt haben. Es liegt nahe, das zu beobachten an den Dichtungen von Ottilie Wildermuth, Johanna Spyri, Marie Ebner von Eschenbach, Helene Stöckl und Anderen, deren ganze Lebenslage uns ausdrücklich als eine höchst erfreuliche geschildert wird.

Andererseits ist es ebenso begreiflich, daß ein dichterisches Frauengemüth es unerträglich finden muß, sich an einen oberflächlichen, ungebildeten, vielleicht gar rohen oder ausschweifenden Mann gefesselt zu sehen.

Auch hierfür bietet schon das Schicksal der Sängerin Friedrichs d. Gr., der deutschen Sappho, Anna Luise Karisch ein trübseitiges Beispiel; zehn Jahre lang hat sie sich von ihrem ersten Manne mißhandeln lassen müssen; die Erfahrungen mit dem zweiten waren nicht erfreulicher; von Beiden mußte sie geschieden werden. Unser Jahrhundert verzeichnet nun eine ganze Reihe von Dichterinnen, welche aus dem bitteren Kelche ehelichen Mißgeschickes getrunken haben, bis sie ihn von sich stießen. Ich habe kein Urtheil darüber, ob sich in den Dichtungen so hart Betroffener eine Nachwirkung davon häufig findet. Es wäre aber kein Wunder, wenn die poetische Stimmung durch derartige Erfahrungen getrübt oder gar zur Bitterkeit vergällt, zur Lebensverachtung überspannt wäre.

Bisher habe ich die Anregung in Betracht gezogen, welche die Gattin in der Ehe erfährt. Weit natürlicher müssen wir es finden, daß poetische Begabung und Neigung von den Eltern auf die Kinder sich vererbt; zunächst vom Vater auf die Tochter. Dieses Erbe wird vermehrt durch sorgfältige Erziehung, gründlichen Unterricht und geistige Anregung jeder Art.

Sehen wir auch diesmal in's vorige Jahrhundert zurück, so präsentiren sich gleich die Töchter von 4 Göttinger Professoren, die sich durch Bildung, ja durch Gelehrsamkeit hervorgethan und meist auch als Dichterinnen versucht haben.

Göttingen war bald nach seiner Stiftung 1737 eine der ersten Universitäten Deutschlands geworden; es vereinigte wissenschaftliche Größen fast jeder Richtung. Neben Haller, dem Begründer der Physiologie, dem Dichter der „Alpen“, lehrten daselbst der Geograph und Historiker Gatterer, der kritische Cregget Michaelis, der Philolog Heyne und der Statistiker und Publizist Schlözer und diese Männer bildeten auch in ihren Töchtern den Sinn für Wissenschaft und Kunst. Philippine Gatterer, Caroline Michaelis, Therese Heyne sind nach ihrer Verheirathung mit lyrischen und anderen Dichtungen hervorgetreten; Dorothea Schlözer dagegen hat,*) „als sie die Haube des Ehestandes aufsetzte, den philosophischen Doktorhut ihrer Mädchenzeit bei Seite gelegt und fortan nur der Familie gelebt“.

Hat auf diese Frauen die frische Atmosphäre eines akademischen Bildungskreises unverkennbar eingewirkt, dem sie in ihren Jugendjahren angehörten, so hat Moses Mendelssohns Tochter Dorothea lediglich dem unermüdblichen Streben ihres Vaters, sowie der durch ihn geschaffenen Aufklärung der jüdischen Gesellschaft Berlins ihre geistige Bedeutung zu verdanken. Freilich schloß sich dann die Tochter des edlen Geistes leidenschaftlich an den romantischen Propheten Friedrich Schlegel an, trat auch mit ihm zum Katholizismus über, doch verleugnete sie auch in späteren Jahren nicht vollständig die humane Tendenz, welche sie vom Verfasser des „Phädon“ und vom Original des „Nathan“ gelernt hatte.

War im vorigen Jahrhundert eine über den Elementarunterricht hinausgehende Mädchenbildung noch ein Luxusartikel, den sich allenfalls die höheren Stände erlauben durften, so ist im unsrigen der Mädchenunterricht derartig gesteigert, daß man schon seit Jahrzehnten vor dem Uebermaße warnt.

Hauptsächlich ist die Vertiefung und Verallgemeinerung des Unterrichts in den Töchtereschulen dem bürgerlichen Mittelstande zu Gute gekommen, der im vorigen Jahrhundert höchstens die Söhne einer gründlichen Bildung theilhaftig werden ließ.

Steht daher die weibliche Bildung des 19. Jahrhunderts überhaupt auf einem weit höheren Niveau als früher, so sind

*) Kiehl, Die Familie 1861. p. 78.

natürlich auch diejenigen Fälle viel häufiger, wo Töchter ihren Vätern unmittelbare Anregung zur Betheiligung an der Litteratur verdanken. Das Verständniß für den unschätzbaren Werth geistigen Lebens ist dem Kinde schon instinktiv offenbart; es äußert sich dann naturgemäß in Bewunderung und Nachahmung.

Es ist ganz unmöglich alle die Namen derer aufzuzählen, die sich selbst zu einer solchen Anregung bekannt haben. Einige der nächstliegenden Beispiele mögen genügen: Justinus und Marie Kerner, Franz und Luise von Kobell, Georg und Ludovica Hefekiel, Alexander und Dora Duncker, Hermann und Goswina v. Berlepsch; auch Oskar von Redwitz hat in einer Tochter seine zarte Muse verjüngt gesehen.

Aber auch die Mutter überliefert zuweilen der Tochter poetische Anlage und Neigung; und zwar lassen sich schon im vorigen Jahrhundert zuweilen drei Generationen verfolgen, was dann in unserem noch viel häufiger vorkommt und voraussichtlich vorkommen wird.

Anna Luise Karisch hat nicht nur selbst reichliche Lobpreisungen erfahren, sondern auch die Genußthung gehabt, in ihrer Tochter, der Baronin Kléncke ihre eigene poetische Vergangenheit wiederbelebt zu sehen; ihre Enkelin endlich, Helmina von Chézy, bildet mit ihrer romantischen Tendenz den Superlativ dieser Reihenfolge. Leider haben auch Tochter und Enkelin das eheliche Mißgeschick der Mutter als Erbtheil überkommen.

Das empfindsame Talent der Sophie von La Roche entwickelte sich in ihrer Enkelin Bettina Brentano zu der lustigen Ertase sprühender Romantik.

Diese weibliche Tendenz hat nun unser Jahrhundert ganz besonders begünstigt: Charlotte Birch-Pfeiffer, Wilhelmine von Hillern und Hermine Diemer vergegenwärtigen uns die drei Menschenalter desselben; Mutter und Tochter sind ferner: Ottilie und Adelheid Wildermuth, Pauline und Frida Schanz, Rahida Sturmhäfel und Rahida Mémy, Anna und Clara Forstnheim u. A.

Alle bisher angedeuteten Verwandtschaftsverhältnisse finden wir aber beisammen in der Gruppe, welche von der oben erwähnten Tochter des Historikers Gatterer abstammt. Sie hieß als Frau Philippine Engelhard; ihre Tochter Karoline Engelhard

hat im ersten Viertel unseres Jahrhunderts „Juliens Briefe“ und andere Erzählungen geschrieben; eine zweite Tochter ist die Mutter von Philipp Engelhard Nathusius gewesen, der von seiner berühmten Großmutter seine Vornamen geerbt hat; dessen Gattin Marie Nathusius ist Ihnen als Verfasserin der „Elisabeth“ und anderer tugendhafter Erzählungen bekannt; Elisabeth Nathusius endlich, beider Tochter, verfaßt Novellen.

Es giebt also schon Generationen gewisser Familien, in welchen, wie in den Nachkommen des Parabeldichters Friedrich Ad. Krummacher, die geistige Eigenart so ausgeprägt ist, daß auch weibliche Mitglieder gleichsam von Hause aus zum Schriftstellern berufen sind. Tradition und Pietät fordern zur Nachfolge in den Spuren der Vorfahren auf.

Wenn zur Zeit Friedrichs des Gr. einer seiner Offiziere es sich einfallen ließ, an seiner dichterischen Ausbildung zu arbeiten, so hatte er seinen Kameraden gegenüber einen harten Stand, welche solches Streben gründlich verachteten, ja es verpönten. Ewald von Kleist verbarg es möglichst, daß er neben dem Kriegshandwerk auch den Musen diene; fünfzig Jahre später war dieser lebenswürdige Vorfahr zugleich das Vorbild für Heinrich von Kleist, der ebenfalls die Erfahrung machte, daß Bildung im Militärdienst nicht zu erlangen war, da auch um 1800 noch die Masse der Offiziere an den rohen Sitten aus Friedrich Wilhelm I. Zeit und an der Verachtung alles Wissens festhielt.

Das ist nach der Schlacht bei Jena allmählich anders geworden. Man hat bekanntlich gesagt, der deutsche Schulmeister habe die großen Siege von 1866 und 1870 gewonnen. Das ist freilich richtig; aber in demselben Maße, wie sich die Intelligenz der Subalternen hob, mußte auch das Offizierscorps an Bildung gewinnen und so ist aus dem preußischen Offizierstande gar mancher angesehenere Schriftsteller hervorgegangen. Von Dichtern will ich nur Gaudy, Winterfeld, Moser und Wildenbruch nennen.

Ganz besonders häufig aber sind es Töchter oder Gattinnen von Militärs, vorwiegend höheren Ranges, welche dem Bildungskreise, in dem sie aufgewachsen sind oder dem sie angehören, ein ehrendes Zeugniß ausstellen. Zu jenen gehören Louise von Francois, Nataly von Eichstruth, Klotilde von Schwarzkoppen;

von diesen will ich Christine von Baeden (Ida Christen), Eufemia Gräfin Ballestrem, jetzt Frau von Adlersfeld, Babette von Bülow (Hans Arnold), Marie Ebner von Eschenbach hervorheben; endlich giebt es eine Anzahl Dichterinnen, welche zugleich Töchter und Gattinnen von Militärs sind.

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, daß sich diese Wahrnehmung nicht nur auf Preußen und Deutschland, sondern auch auf Oesterreich bezieht. Hier wie dort geht das Offiziercorps noch immer vorwiegend aus dem Adel hervor; in der That gehören die oben genannten Namen sämmtlich diesem Stande an.

Nun hat aber überhaupt der höhere und höchste Adel, ja es haben die Fürstenhäuser Deutschlands und Oesterreichs eine ansehnliche Menge von Dichterinnen erzogen; während Fürstinnen und Gräfinnen vor 2—300 Jahren ausschließlich geistliche Lieder dichteten, verbreiten sich jetzt die angesehensten Namen über alle Gebiete der Poesie.

Unter den Fürstinnen steht obenan Carmen Sylva, die Königin Elisabeth von Rumänien; die Prinzessin Amalie von Sachsen werde ich später noch zu erwähnen haben; 12 weitere fürstliche Namen aufzuzählen werden Sie mir gewiß erlassen.

Von den 48 gräflichen Dichterinnen will ich nur die erzentrische Ida Hahn-Hahn, Margarethe und Cecile Keyserling, Ida und Sophie Baudissin anführen.

Die weiblichen Mitglieder des Freiherrnstandes, welche sich mit der Dichtkunst beschäftigen, habe ich nicht annähernd vollständig feststellen können; ich beschränke mich auf die Einheimischen, wenn sie auch meist nicht mehr unter uns leben: Schoultz-Mscheraden, Grotthuß, Ungern-Sternberg, Vietinghoff, Engelhardt, Staël.

So haben die höheren und höchsten Stände nach Vermögen ihre Aufgabe gelöst, voranzugehen auf dem Pfade dichterischen Empfindens und Wirkens; in Anbetracht der Mittel und der Mühe, welche ihnen zu Gebote stehen, sind die Leistungen freilich noch lange nicht mustergültig; wenn man aber andererseits die mannigfaltigen Schwierigkeiten und Hindernisse veranschlagt, welchen freie dichterische Entfaltung gerade in diesen Kreisen so leicht begegnet, welche derselben Etiquette, Vorurtheil und Blasirtheit

entgegensetzen, so ist ihre Bethheiligung an geistigem Streben und unabhängigem Denken immerhin hoch anzuschlagen.

Ich habe nur offenkundige Thatsachen, nur Jedem zugängliche Quellen benutzen können; hätte ich tiefer in die wirklichen Zustände eindringen, manche verborgene Regungen für meinen Zweck entdecken und benutzen können, so hätte sich gerade der Einfluß der Herkunft, also des Hauses und des Standes noch viel gründlicher verfolgen lassen.

Wie anregend Geschwister auf einander wirken, erfährt Jeder, der dazu Gelegenheit hat; besonders stehen Bruder und Schwester häufig in ergiebigem Austausch.

Diese Wechselwirkung erscheint denn auch in der Litteraturgeschichte bedeutsam. Zwar Cornelia Goethe und Auguste Stolberg verhalten sich noch passiv zu den Bestrebungen ihrer Brüder in der Sturm- und Drangzeit; aber die Schwestern der Romantiker und ihres Gefolges greifen schon selbst zur Feder: Sophie Dieck, Bettina Brentano, Rosa Maria Barmhagen; viel größer ist begreiflicher Weise die Anzahl solcher Geschwisterpaare seit 1800; Allen voran nenne ich den königlichen Dichter Philalethes, Johann von Sachsen und seine Schwester Amalie, unter dem Namen Am. Heiter, Verfasserin von Schau- und Lustspielen bürgerlichen Charakters, dann die Geschwister Braun, Büchner, Schücking, Mitgenius u. v. A.

Nicht so zahlreich habe ich die Schwesternpaare gefunden, die sich überdies zuweilen hinter verschiedenen Namen verbergen, wie die unglückliche Elise Lienhart und die liebenswürdige Erzählerin Helene Stöckl; als besondere Merkwürdigkeit erwähne ich je drei Schwestern Ettlinger und Gräfinnen Schwerin. In welchem Grade hier der geschwisterlichen Anregung, ob nicht vielmehr der gleichartigen Erziehung diese Schwestern Alles verdanken, entzieht sich der Beurtheilung.

Audere Verwandtschaftsgrade repräsentiren Fanny Tarnow und ihre Nichte Amalie Bölke, sowie die beiden Franziska von Stengel, ebenfalls Tante und Nichte.

Die Frage, welche ich heute zu beantworten versuche, lautet: Warum dichten Frauen? Ich habe bisher darauf erwidert: Weil sie die Günst individuellet Verhältnisse erfahren haben,

weil sie in der Jugend und im späteren Leben sich verwandtschaftlicher und gesellschaftlicher Anregung und Unterstützung erfreuten; weil insbesondere die gehobene Allgemeinbildung des 19. Jahrhunderts dem weiblichen Geschlechte zu Gute gekommen ist.

Dieser letztere Grund gilt natürlich für alle neueren Schriftstellerinnen; nicht so der erstere. Betrachten wir auch die Rehrseite der persönlichen Zustände.

Goethe sagt mit Recht: Glück und Unglück wird Gesang.

Nächst der Religion ist die Poesie die wohlthätigste Trösterin in Leiden und Gefahren. Oft sind beide verbunden.

In der That ist die Zahl der Dichterinnen, welche, dem Kummer zu entgehen, ihre Zuflucht zur Poesie genommen haben, groß genug. Wem ein Gott gegeben hat, zu sagen, wie er leidet, dem wird die gesteigerte Empfindung zur wohlthätigen Thätigkeit abgeleitet und so löst sich der Schmerz in erleichterndes Schaffen auf.

Schon der Verlust der Eltern oder eines Theiles hat die verwaißte Tochter häufig derart ergriffen, daß sie veranlaßt wurde, ihrem Leid in Versen Luft zu machen oder der Pietät ein Denkmal der Erinnerung zu stiften. Auf diese Weise ist das bekannte Buch „Unsere Mutter“ entstanden; die Verfasserin Marie Krummacher hat den eingeschlagenen Weg dann weiter verfolgt.

Eine etwas andere Bewandniß hat es manchmal mit dem Verlust des Gatten; nicht nur das so natürliche Gefühl der Vereinsamung mag die Wittve in die Gesellschaft der Mäusen getrieben haben — wofür es übrigens hinreichende Belege giebt —, sondern häufig nehmen die Pflichten der Hausfrau und Mutter derart in Anspruch, daß erst nach dem Tode des Mannes ein Uebergang zur schriftstellerischen Laufbahn möglich wird, wenn zugleich die ersten Schwierigkeiten der Kindererziehung überwunden sind. Bettina von Arnim begann erst *) „nach dem Tode ihres Mannes 1831 ihre poetischen Kräfte zu sammeln, um sie nach außen spielen zu lassen“. Sophie Wörishöffer war im Januar 1871 verwitwet; im Mai darauf ward sie Mitarbeiterin an der „Hamburger Reform“ und hat seither eine rege Thätigkeit ent-

*) Goedeke, Grundriß III. p. 36.

wickelt. Bertha Lehmann-Zilhes hatte wohl bei Lebzeiten ihres Mannes die ersten dramatischen Versuche gewagt,¹⁾ „konnte jedoch erst nach seinem Tode an ein energisches Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege denken“.

Wie groß der erschütternde Eindruck von grausamen Eingriffen des Schicksals auf ein weibliches Gemüth sein kann, will ich an typischen Beispielen veranschaulichen, die sich leicht bedeutend vervielfältigen lassen.

Anna Wedig — den wirklichen Namen der Dame aus pommerschem Adel kennen wir nicht —²⁾ „nahm die Feder zur Hand, um sich mit Gewalt dem Schmerz über den Verlust ihres bei Gitschin gefallenen Lieblingsbruders zu entreißen“.

Emilie Wepler³⁾ verlor Mutter und Bräutigam durch den Tod, theilte den Kummer des Vaters, der durch unglückliche Spekulation sein ganzes bedeutendes Vermögen eingebüßt hatte, und wandte sich nun dem Studium der Griechen, besonders Platos zu — so richtete sie sich in ihrem schweren Leid wieder empor. Sie schrieb nicht nur das bekannte Werk „Plato und seine Zeit“, sondern auch Erzählungen und Gedichte.

Am Krankenbette der Mutter griff Wilhelmine Heimbürg — Bertha Behrens ist der wirkliche Name — zur Feder, um ihre erste Novelle zu schreiben.

Maximiliane Franul von Weißenthurn, eine Großnichte der berühmten dramatischen Künstlerin Johanna von Weißenthurn,⁴⁾ sah sich durch Schicksalsschläge mit ihrem einzigen Töchterchen in eine bedrängte Lage versetzt; sie faßte den Entschluß, „sich durch angestrengten Schriftstellerfleiß eine auskömmliche Selbstständigkeit zu erringen“. Kaum war ihr dies gelungen, „da hatte sie den grenzenlosen Schmerz, ihre Tochter durch den Tod zu verlieren; seitdem hat sie, um Trost und Ruhe zu finden, sich nur noch eifriger schriftstellerischen Arbeiten gewidmet“.

Jeannette Holtzhausen — Pseudonym Agnes Le Grave — war glücklich verheirathet; aber⁵⁾ „der Verlust ihres jüngsten Kindes, ihres einzigen Knaben drohte die Mutter fast zu vernichten“; da nahm sie ihre Zuflucht zur Dichtkunst.

1) Brummer Lexikon S. s. n. 2) Ebenda S. s. n. 3) Ebenda S. s. n. 4) Ebenda S. s. n. 5) Ebenda S. s. n.

„Einige Versuche in antiken Formen, die sie dem Philologen Böckh einsandte, erhielten dessen Beifall, so daß er hinfort einen regen brieflichen und dann auch persönlichen Verkehr mit der Dichterin unterhielt“. Darauf sind zwei Sammlungen Gedichte, Fabeln und andere Dichtungen von ihr erschienen.

Auch Elisabeth von Rumänien hat*) „ihre tiefsten, reichsten Töne“ gesungen, nachdem sie ihr noch nicht vierjähriges einziges Töchterchen hatte hingeben müssen. War sie gleich von Jugend auf eine Dichterin gewesen, so hat doch erst dieser unerseßliche Verlust sie dazu gereift und nun gelang es ihrer jüngeren Freundin Mite Kremniß, sie als Carmen Sylva in die Welt einzuführen.

Zwar hat sich die Königin über diese Thatsache abweichend geäußert: „Man hat behauptet, erst der Schmerz habe mich zum Dichter gemacht. Dem ist aber nicht so. Das Dichten ist ganz unabhängig von der äußeren Welt, von Krankheit und von Siechthum“.

Indessen meint die Königin wohl eher die dichterische Begabung; das Dichten ist sicher nicht unabhängig von der äußeren Welt. Carmen Sylvas eigene Poesie zeugt gegen sie; diese ist erfüllt von den Eindrücken der charakteristischen Außenwelt, namentlich ihres Königsreichs. Und ihre rührenden Klagen über den Verlust des geliebten Kindes — ihrer sind eine Menge — widerlegen erst recht die Behauptung von der Unabhängigkeit der Phantasie. Gerade von Carmen Sylva war die Verkennung der poetischen Empfindlichkeit gegen Lebenseindrücke am allerlegten zu erwarten.

Mit besonderer Theilnahme, ja mit Ehrfurcht müssen wir die poetischen Stimmen vernehmen, welche unter Leiden und Entbehrungen erklingen; denn es giebt eine nicht geringe Anzahl von Dichterinnen, denen die Poesie in dauerndem Siechthum eine Zuflucht gewährt hat, wie Elisabeth Kulmann, die im 18. Lebensjahr an völliger Entkräftung starb, oder die ergebene Dulderin Christine Herrmann, die, Jahrzehnte lang an's Krankenlager gefesselt, in ihren Liedern sich weit über allen irdischen Jammer erhoben hat.

Minna Apranzow küßte nach den Mätern als Kind das

*) G. Mensch, Neuland. S. 136, 141.

Mugenlicht ein, lernte später in der Blindenanstalt einen Leidensgenossen kennen, heirathete ihn und trat dann im 25. Lebensjahre mit Gedichten hervor, die nach 6 Jahren eine zweite Auflage erlebten.

Die Schweizerin Luise Egloff erblindete bald nach der Geburt und ließ im 20. Lebensjahre ihre Gedichte veröffentlichen. Johanne Sophie Richter hat fast wörtlich dasselbe erlebt und geleistet; die wohl noch lebende Kurländerin, die greise Baroneß Grotthuß ist als junges Mädchen allmählich erblindet, hat aber erst in viel späteren Jahren Novellen, Romane und Erzählungen, ja sogar ein Lustspiel geschrieben.

Rührend ist diese Blindenpoesie, wenn auch weniger unerklärlich, als es auf den ersten Blick scheint; wir wissen, daß Blinde häufig lebendigen Kunstsinne und regen Kunsteifer besitzen; da diese Gaben sich in diesem Falle durchaus auf das innere Leben, die Welt der Empfindungen und Gedanken beschränken, so sind Musik und Poesie diejenigen Künste, welche Blinden am ehesten ihr sonst freudloses Dasein erheitern, ja es unter Umständen werthvoll gestalten.

Die nahe Verwandtschaft beider Künste, der Musik und der Poesie legt den Gedanken nahe, daß eine Sängerin wohl auch zur Dichterin werden kann. Und so ist es in der That; aber nicht bloß solche Frauen, welche in der Ausübung ihrer Kunst wirklich ihren Beruf gefunden haben, erblicken wir unter den deutschen Dichterinnen; nein, auch solche, darunter recht bekannte Frauen, denen es nicht vergönnt gewesen ist, beim Gesange zu bleiben.

Elise Polko ist sogar in Paris als Pamina und Zerline aufgetreten, hat aber aus Gesundheitsrücksichten die dramatische Laufbahn aufgegeben und die litterarische gewählt.

Eugenie John berechtigte zu den schönsten Erwartungen; da verlor sie plötzlich ihre Stimme und zog sich nun an den Schreibtisch zurück, auf welchem die Werke der Marlitt entstanden.

Emilie Schröder besaß eine treffliche Altstimme, aus der aber ihre Lehrer keinen Sopran zu bilden vermochten, und nach einigen Bühnenerfolgen*) „erkannte sie, daß sie ihr Ideal nie erreichen würde — sie verließ das Reich der Töne um Schau-

*) Brümmer Lexikon S. s. n.

spielerin zu werden“; Kötscher bestimmte sie endlich anstatt auf der Bühne — mit der Feder zu agiren. So ward sie eine routinirte Uebersetzerin, namentlich von französischen Originalen.

Auguste Cornelius, Tochter eines Schauspielerspaars und für die Bühne bestimmt, mußte ihre Absicht aufgeben, weil ein langwieriges Fieber ihrer Stimme die Kraft raubte, und widmete sich dann der Dramendichtung.

Wer die Bühne mit Erfolg betreten hat, fühlt fortan auch nicht selten das Bedürfniß, in Dichtungen zum Publikum zu reden. Frauen besonders erleichtert die Gewöhnung, vor vollem Hause zu erscheinen, den sonst vielleicht durch Bangigkeit gehemmten Schritt in die Oeffentlichkeit. Schauspielerinnen entschließen sich also von jeher leicht, selbst für die Bühne zu schreiben oder wenigstens Fremdes zu bearbeiten.

Das hatte schon Gottscheds Gehülfin Friederike Neuber gethan; später hat die langjährige Schauspielerin des Burgtheaters Johanna Franul von Weißenthurn eine stattliche Reihe von Dramen (14 Bände) verfaßt; Alle jedoch hat die bekannte Dichterin der „Pfeffer-Kösel“, der „Grille“, die Umarbeiterin von Muerbachs Frau Professorin in „Dorf und Stadt“, Charlotte Birch-Pfeiffer übertroffen; in 23 Bänden sind ihre zahlreichen Dramen beisammen. Gleich der Mutter war auch die durch die „Geier-Wally“ schnell bekannt gewordene Tochter Wilhelmine von Millern von Hause aus Schauspielerin.

Luiſe Buſch-Nißl verließ bei ihrer Verheirathung das Hoftheater zu München und *) „Lebt jetzt, da ein Nervenleiden sie zur unfreiwilligen Entfernung von der Bühne gezwungen“ hat, nur mit dramatischen Entwürfen beschäftigt.

Das bewegte Leben, das die Bühnenwelt mit sich bringt, ist an sich schon interessant, ja oft romanhaft genug beschaffen, um einer Darstellung zu lohnen. Wie werthvoll wäre es, wenn Friederike Neuber, die Zeitgenossin und zeitweilige Bundesgenossin Gottscheds, aus der Fülle ihres wechselvollen Treibens als Theaterprinzipsalin eine Selbstbiographie gebildet und uns hinterlassen hätte, wie es mehrere Collegen des vorigen Jahrhunderts gethan haben.

*) Brümmer Lexikon Nachträge S. s. n.

Erst der neueren Zeit verdanken wir eine Reihe von mehr oder weniger zuverlässigen Selbstbekenntnissen dieser Art, wie „Aus meinem Bühnenleben“ und die „Komödiantenfahrten“ von Karoline Bauer oder die Schilderung von Anna Löhn-Siegel „Wie ich Schauspielerin wurde“.

Der vorsichtige Leser wird ja vorkommenden Falles durch die übliche Schminke hindurch die wirklichen Züge leicht entziffern, die auch dann noch anziehend genug ausgeprägt sind.

Selbst einige Malerinnen finden sich bei Kürschner verzeichnet; ich vermag aber nicht zu sagen, ob ihre litterarische Beschäftigung eine Ergänzung oder einen Ersatz für künstlerische Erfolge bildet.

Lehrerinnen waren im vorigen Jahrhundert eine Seltenheit; in ganz erstaunlicher Weise ist ihre Zahl während der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts angewachsen. Die Hebung des Mädchenunterrichts einerseits und das zunehmende Bedürfnis andererseits haben junge Damen veranlaßt, sich durch Unterrichten eine selbständige Existenz zu gründen. Unzählige, die sonst im Familienleben kaum mehr Verwendung oder Unterkunft gefunden hätten, können nun die erhaltene Ausbildung zu einer höheren Lebensaufgabe verwerthen. Damit hat sich vielen Frauen der Horizont erheblich erweitert und so durften sie den entscheidenden Schritt in die Oeffentlichkeit wagen. Ihre Berufsarbeit, welche eine fortgesetzte Mittheilung von Kenntnissen und Grundsätzen erfordert, die Herrschaft über die Sprache begünstigt und feste Ueberzeugung ausbildet, legt ihnen den Gedanken nahe, auch über Hörweite hinaus auf Leserkreise belehrend und bildend, oder wenigstens unterhaltend einzuwirken. Auf diese Weise sind Klara Bauer (C. Detleff), Sophie Junghans, Helene Stöckl, Emma Simon (C. Vely) und zahlreiche Andere Schriftstellerinnen geworden.

Statt vieler nur ein Beispiel: *) „Im Juli des vorigen Jahres starb, 80 Jahre alt, Betty Paoli, wohl die bedeutendste lyrische Dichterin unserer Zeit. Den Vater hatte sie früh verloren, die Mutter lebte anfangs in geordneten Verhältnissen; aber der Bankerott eines Kaufmannes, dem sie ihr Eigenthum anvertraut hatte, versetzte sie in eine bedrängte Lage. Kaum 15 Jahre alt

*) Aus dem Nekrolog in „Ueber Land und Meer“ 1894. S. 43.

mußte Babette Glück — jener Name ist Pseudonym — der Mutter und sich selbst den Lebensunterhalt erwerben. Sie wurde Erzieherin und fand Gelegenheit, die Lücken ihrer früh unterbrochenen Selbstbildung auszufüllen. In regem Verkehr mit den Wiener Poeten — Lenau, Grillparzer, Bauernfeld, N. Grün, Feuchtersleben 2c. — fand sie den Maasstab für ihr eigenes Können und Wollen und gewann jenes Selbstbewußtsein, dessen der Künstler zum Schaffen, wie zum Heraustreten in die Oeffentlichkeit bedarf. Nach einem bewegten Leben wurde sie endlich von einer Freundin der aufreibenden Thätigkeit um's tägliche Brod überhoben und erfreute sich nun bis in's höchste Alter ungeschwächter Schaffensfreudigkeit. Sechs Bände Poesien, drei Bände Erzählungen und mehrere Schriften litterarischen und kunstkritischen Charakters sind bisher von ihr erschienen und noch ist mancher Schatz zu heben“.

In ähnlicher Weise mag es Vielen ergangen sein; mehr als 9^o aller Schriftstellerinnen unserer Zeit sind aus der Zahl der Lehrerinnen und Erzieherinnen hervorgegangen; ich glaube aber, daß der Procentsatz viel höher ausfiel, wenn wir über die letzten 30 Jahre besser orientirt wären.

Jenes Bestreben der Frauen, sich durch eigene Arbeit unabhängig zu machen, von der Nothwendigkeit dikirt und vom Ehrgeiz angestachelt, hat eine große Menge von ihnen veranlaßt, es mit dem Schreiben zu versuchen. Besonders dann, wenn ein jäher Glückswechsel die Existenzfrage aufwarf, entschloß sich auch wohl ein zaghaftes Wesen, mit seinen Einfällen oder Erlebnissen tapfer den Versuch zu wagen.

Der ungeheure Bedarf unserer Unterhaltungsblätter an Romanen, Novellen und anderen Feuillettonarbeiten macht es begreiflich, daß die Meisten trotz der zunehmenden Concurrnz dabei leidlich ihre Rechnung finden; geht doch kaum eine Nummer der vielen Wochen- oder Monatschriften durch unsere Hände, welche nicht Beiträge von Frauenhand enthielte. Nur wenige Zeitschriften sind so ungalant, sich ohne Mitarbeiterinnen zu behelfen.

Ob nun aber die unleugbare Ueberfüllung und das unvermeidliche Hervordrängen so mancher Mittelmäßigkeit oder Ueberspanntheit nur eine unbedenkliche Consequenz berechtigter

Zustände, ob es nicht vielmehr, wie Niehl meint, das Symptom einer Calamität ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Jedenfalls hat bei Weitem nicht allen unseren Schriftstellerinnen von Anfang an die Sonne eines günstigen Geschicks gelächelt; vielleicht ist die Mehrzahl eher auf dem drangvollen Pfade des Kummers und der Leiden, der Sorge und der Entbehrung zum Ziele gelangt. Mancher dagegen ist die Günst des Publikums, bestochen durch die eigenartige Manier der Dichterin, über Verdienst zu Theil geworden und erst, nachdem der Reiz der Neuheit verflogen war, konnte eine richtigere Würdigung an die Stelle treten. Daß eine solche nicht ausbleibt, zeigt das Beispiel der Birch-Pfeiffer, der Mühlbach, der Marlitt.

Doch reichen individuelle Gründe nicht aus, um die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts zu erklären. Auch nicht die selbstverständliche Voraussetzung reicher Begabung, umfassender Bildung, ehrgeizigen Strebens. Diese Bedingungen haben sich zu allen Zeiten bei Frauen vereint gefunden, wie ich Ihnen nächstens durch eine gedrängte Uebersicht beweisen kann.

Nein, unser Jahrhundert des beispiellosen Vorwärtsstürmens auf allen Gebieten des Wissens und Könnens reißt natürlich auch die Frauenwelt aus den bescheidenen Grenzen hervor, in denen sie sich bis dahin wohlbefunden hat.

Fragen wir nun: Alle diese Hunderte, ja Tausende, fühlen sie sich in ihrem Berufe glücklich?

Ich denke, es ergeht ihnen, wie uns Anderen auch: das, was wir selbst mit Ueberlegung zur Lebensaufgabe gewählt haben, wird ja wohl unserem Thatendrange entsprechen und unseren Ehrgeiz befriedigen.

Für das durchschnittliche Wohlergehen unserer Schriftstellerinnen, selbst wenn es ihnen an Entbehrungen und Enttäuschungen nicht gefehlt haben mag, kann ich Ihnen ein unansehnliches Moment beibringen.

Nach der Verheißung ist ein langes Leben auf Erden mit dem Wohlergehen verbunden. Nun, eine unverhältnißmäßig hohe Altersziffer habe ich herausgerechnet aus einem Material, das, wenn es vollständiger wäre, noch viel günstigere Zahlen liefern würde.

Nur sehr wenige Dichterinnen sind jung gestorben; vor dem 20. Lebensjahre nur drei: Elisabeth Kulmann, Klara v. Goldstein und Elisabeth Ludwig.

Ganz vereinzelt finden sich Fälle von Wahnsinn oder Selbstmord.

Dagegen erreichen sehr Viele ein hohes Alter und zwar scheint unser Jahrhundert der Lebensdauer noch günstiger zu sein als das Vorige. Damals haben es schon 41⁰/₁₀₀ zu 70 und mehr Jahren gebracht, heute gar mindestens 54⁰/₁₀₀ und noch eben erfreuen sich, abgesehen von etwas Jüngeren, wenigstens 8 Dichterinnen eines Daseins von mehr als 80 Jahren, darunter die ehrwürdige Freundin unserer Herzblättchen Thekla von Gumpert.

Gestützt auf diese statistische Thatsache, im Hinblick auf die konservirende Kraft des poetischen Handwerks könnte ich also, wenn ich ein Schalk wäre, auf die Frage: Warum dichten Frauen? auch wohl antworten: Weil sie dabei die Aussicht haben, ein hohes Alter zu erreichen.





Alte und neue Parteien in Deutschland.

Auf dem Gebiete des politischen Parteilebens giebt es eine absolute Wahrheit noch viel weniger als auf irgend einem anderen Gebiete. Man kann niemals von einer einzelnen politischen Partei sagen, daß ihre Bestrebungen allein berechtigt, oder daß sie ganz und gar unberechtigt seien. Jede politische Partei geht von bestimmten *relativ* richtigen Grundgedanken aus; aber ihre Fortentwicklung führt von selbst dazu, diese Grundgedanken in einseitiger und übertriebener Weise weiter auszubilden, indem man ihre nur bedingte Wichtigkeit mit der unbedingten verwechselt, was nur unter gewissen Voraussetzungen zutrifft, für alle Fälle gelten läßt. So wird durch die Macht der Verhältnisse jede politische Partei ganz unwillkürlich in eine falsche Richtung gedrängt. Daraus folgt, daß ein unabhängig denkender Mensch, der sich seine Unabhängigkeit dauernd wahren will, mag er auch durch Geburt und Erziehung einer Partei näher stehen als einer anderen, doch kaum jemals in der Lage ist, sich einer bestimmten Partei in allen oder auch nur in allen wesentlichen Punkten anschließen zu können.

Das alles sind eigentlich triviale Wahrheiten, und doch erscheinen sie keineswegs als selbstverständlich in dem alle thatfächlichen Verhältnisse verzerrenden Hohlspiegel des heutigen wüsten Parteigetriebes. Wie suchen zur Zeit der Wahlkämpfe die einzelnen Parteien einander in marktshreierischen Versprechungen zu überbieten! Mit was für zweifelhaften, ja verwerflichen Mitteln wird dann der Stimmenfang betrieben! Wie behauptet dann jede Partei

im alleinigen Besitz des Universalheilmittels zu sein, womit die franke Zeit zu heilen wäre! Und selbst in den ruhigeren Zeiten des politischen Waffenstillstandes werden die parteipolitischen Ueberzeugungen der Einzelnen nur zu leicht zu Scheuklappen, die ihre Träger blindlings einherstürmen lassen. Dem eingefleischten Parteilenschen ist es von vornherein unmöglich, eine objektive gerechte Würdigung des gegnerischen Standpunktes auch nur zu versuchen.

Wenn die Voraussetzungen, von denen die einzelne Partei ursprünglich ausgegangen ist, nur bedingte Geltung haben, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß die betreffende Partei, um stets auf der Höhe ihrer Zeit zu bleiben, sorgfältig auf alle wichtigen Veränderungen des Zeitgeistes zu achten hat, unermüdlich immer und immer wieder streben muß, sich den beständig wechselnden Forderungen der Gegenwart anzupassen, so weit sie dies nur irgend thun kann, ohne den Zusammenhang mit der eigenen Vergangenheit zu verlieren, und somit sich selbst aufzugeben. In unserer Zeit, wo die Formen des Lebens sich so viel schneller ändern als früher, wo ein Zeitraum von 30 Jahren an Fülle des Inhalts manches frühere Jahrhundert übertrifft, ist eine solche immerwährende Anpassung um so nothwendiger. Eine Frage ist es besonders, die gegenwärtig immer mehr in den Vordergrund tritt, immer mehr zum Brennpunkt auch des gesammten politischen Lebens in Deutschland wird: die soziale Frage. In welcher Weise haben nun die deutschen politischen Parteien dieser ihrer Pflicht, sich gemäß den neuen Zeitverhältnissen umzugestalten, genügt? Wie haben sie insbesondere zur sozialen Frage Stellung genommen? Die Antwort darauf giebt uns zugleich einen Maßstab für die kritische Beurtheilung aller politischen Parteien von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus.

Die alten rein politischen Parteien der Konservativen, der Nationalliberalen und der Freisinnigen haben sich zu einer Zeit herausgebildet, wo die soziale Frage noch nicht, wie in unseren Tagen, das gesammte öffentliche Leben beherrschte. Um so wichtiger war es für sie, alles, was in ihren Bestrebungen im Laufe der Zeit veraltet geworden war, als unnützen Ballast über Bord zu werfen, um so für die neuen Bedürfnisse der Gegenwart Platz zu schaffen.

Am wenigsten sind die Freisinnigen*) mit der neuen Zeit fortgeschritten. Diese Partei, aus den alten Demokraten von 1848 hervorgegangen, hat gegenwärtig mit letzteren wenig mehr als den freisinnigen Namen gemein. Die meisten Ziele, nach denen jene Demokraten gestrebt haben, sind nun erreicht; indem die Freisinnigen trotzdem immer noch weiter in der Opposition gegen die Regierung verharren, wurden sie allmählich zu bloßen öden Reinsagern, ohne irgend welche positive Anregungen geschweige denn Leistungen. Eine verkehrte Auffassung der aus dem vorigen Jahrhundert übernommenen Toleranzideen hat, von den Freisinnigen auf die Spitze getrieben, die Partei zur Judenpartei schlechthin gemacht. Der unbedingte Philosemitismus der Freisinnigen, taub auch gegen die maßvollste und berechtigteste Kritik der dem Judenthume anhaftenden Fehler, beruht nur zum kleineren Theile auf einem übel angebrachten Idealismus, zum größeren auf rein geschäftlicher Grundlage. Die Partei ist zur einseitigen Vertreterin der Interessen des Handelsstandes, der Börse, geworden. Damit hängt es zusammen, daß die Freisinnigen auf wirtschaftlichem Gebiete Anhänger des jetzt gänzlich veralteten reinen Manchesterthums nach englischem Vorbilde sind. Dies Manchesterthum hat allerdings Englands Handel und Industrie auf den Gipfel der Entwicklung geführt, aber auf Kosten der übrigen Berufsarten. Ferner beachten die Freisinnigen nicht, daß Deutschland viel weniger Industriestaat, viel mehr Ackerbaustaats ist als England, und daß eine Entwicklung vom Ackerbaustaats zum Industriestaat für Deutschland keineswegs wünschenswerth wäre. Sie predigen das absolute „laissez aller“ in allen wirtschaftlichen Fragen, sind natürlich durchaus Anhänger des Freihandels und Gegner einer starken Regierungsgewalt. Daß eine solche Partei allen vom Staat ausgehenden sozialen Reformen vollkommen ablehnend gegenübersteht, und überhaupt jede staatliche

*) Die Spaltung der Freisinnigen in die „Freisinnige Vereinigung“ und die „Freisinnige Volkspartei“ wird hier ebenso wenig berücksichtigt, wie die der Konservativen in „Deutschkonservative“ und „Freikonservative“. Trotz mancher Verschiedenheiten (besonders bei den beiden konservativen Gruppen) liegen in beiden Fällen eigentlich doch nur bloße Schattirungen einer einzigen einheitlichen Partei vor.

Sozialpolitik scharf bekämpft, liegt auf der Hand. Doch, wie kaum eine Partei ganz verdienstlos ist, so hoben auch sogar die Freisinnigen wenigstens das eine Verdienst, einer so übermächtigen Persönlichkeit wie Bismarck gegenüber das Prinzip des Parlamentarismus hochgehalten, die Rechte des Reichstages energisch verteidigt zu haben. Es handelt sich hier nicht darum, ob die freisinnige Opposition im einzelnen Falle am Platze war oder nicht — in sehr vielen Fällen war sie es jedenfalls nicht —, sondern wir haben es hier mit einer bloßen Prinzipienfrage zu thun. Und so betrachtet, ist eine verkehrte Opposition immer noch besser als gar keine. Ohne die starre, meist thörichte Opposition Eugen Richters und seiner Genossen wäre der Reichstag, besonders zu der Zeit, als die Sozialdemokraten wegen ihrer geringeren Anzahl noch wenig hervortraten, in Gefahr gewesen zu verjumpten, zur Bedeutungslosigkeit, zur bloßen Bewilligungsmaschine herabzusinken.

Die nationalliberale Partei, ursprünglich der rechte, durch die Ereignisse von 1864—1871 zufriedengestellte Flügel der alten demokratischen Fortschrittspartei, ist auch allmählich zu einer ständischen Partei geworden, d. h. einer solchen, die die Interessen bestimmter Stände vertritt. Die nationalliberale Partei ist gegenwärtig die Partei der Großindustriellen, der Professoren und akademisch gebildeten Beamten. Es ist den Nationalliberalen hoch anzurechnen, daß sie sich 1866 in schwerer Zeit von ihren demokratischen Parteigenossen loslagten und die Politik der Regierung freudig unterstützten. Dadurch wurde es erst Bismarck möglich, in verfassungsmäßiger Weise auf eine parlamentarische Mehrheit gestützt seine großartigen Pläne zu verwirklichen. Im Anfang der siebziger Jahre, als auch die deutsche Politik noch ganz von dem mächtigen Eindruck der Ereignisse und Errungenschaften des großen Krieges getragen wurde, entsprachen die nationalliberalen Grundsätze am meisten der in weiten Kreisen der Gebildeten vorherrschenden Zeitströmung. Damals hatte die Partei ihre Glanzzeit, von deren Ruhme sie noch heute zehrt, ohne daß die alten inzwischen stark abgeblassten nationalliberalen Ruhmes thaten jener Zeit von dem Glanze neuer überstrahlt worden wären. Denn die fortschreitende Entwicklung der Partei hat

schon längst aufgehört. Sie hat die neu auftauchenden sozialen Probleme nicht genügend in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen gewußt, ja sogar verkehrter Weise es bisher überhaupt unterlassen, zur sozialen Frage in unzweideutiger Weise Stellung zu nehmen. Wie den Sozialdemokraten die Religion, so ist den Nationalliberalen die Sozialpolitik Privatsache, mit der die Partei als solche sich nicht zu befassen habe. Die meisten Nationalliberalen stehen sozialpolitischen Bestrebungen, wenn auch nicht völlig ablehnend, so doch gleichgültig gegenüber; nur einzelne Anhänger der Partei bilden eine Ausnahme. Unter ihnen ist besonders der Freiherr Heyl zu Herrnsheim, Großindustrieller und Vertreter von Worms im Reichstage, zu nennen, der nicht nur die Wohlfahrt seiner eigenen Arbeiter durch mustergiltige Einrichtungen zu sichern verstanden hat, sondern auch mehrfach im Reichstage durch praktische Vorschläge warm für eine Besserung der verzweifeltsten Lage der Handwerker eingetreten ist. Solche Bestrebungen reichen aber natürlich nur dem genannten Abgeordneten persönlich zum Ruhme, an dem seine Partei keinerlei Antheil hat. Die Nationalliberalen verlieren immer mehr an Boden im Volke; die Forderung, die die Freisinnigen schon längst erfaßt hat, greift auch in der nationalliberalen Partei stark um sich. Um aber völlig gerecht zu sein, sei hier eines großen Verdienstes der Nationalliberalen gedacht, das ihnen auch für die Zeit ihres Niederganges zuzuschreiben ist. Sie sind die einzige Partei, die stets und unter allen Umständen die maßlosen Ansprüche der Ultramontanen mannhaft bekämpft hat.

Die Konservativen sind die Hauptvertreter des Rechts des geschichtlich Gewordenen. Ihr wichtigster Grundsatz, daß die politische Entwicklung nur dann gedeihlich sein könne, wenn sie ohne gewaltsame Sprünge vor sich gehe, und den organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht verliere, ist gewiß berechtigt, aber nicht an sich, sondern nur als Ergänzung des vor allem den Fortschritt in der Entwicklung betonenden Liberalismus. Mit der sozialen Frage haben sich die Konservativen dadurch abgefunden, daß die 1878 vom Hofprediger Stöcker gegründete „christlich-soziale Partei“ zunächst im Verbande der konservativen Partei als ein besonderer Seitenzweig derselben verblieb, und so

innerhalb der Gesamtpartei die sozialpolitischen Bestrebungen vertrat. Dieser Verband lockerte sich aber allmählich, und als zu Anfang dieses Jahres Stöcker aus der konservativen Partei hinausgedrängt wurde, gab sein Austritt das Zeichen zu einer vollständigen Trennung beider Richtungen, zur Organisirung der „Christlich-Sozialen“ als einer neuen selbständigen Partei. Damit wurde die konservative Partei endgiltig, was sie zum größten Theile schon längst gewesen war, zur Standespartei, zur Partei des Adels und der Großgrundbesitzer. Der Umstand, daß ihr auch einige Bürgerliche, und sogar ein Handwerker, der Schneidermeister Jakobskötter, Reichstagsabgeordneter für Erfurt, angehören, ändert daran wenig. Die einseitige Vertretung der Standesinteressen, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, wie sie schon jetzt in den theilweise gewiß berechtigten, theilweise übertriebenen Forderungen des eine Gruppe der Konservativen bildenden „Bundes der Landwirthe“ zu Tage tritt (— freilich in noch viel höherem Grade, und mit weit geringerer Berechtigung beim Anhang der Börse, deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit für das gesammte Staatsleben nur sehr wenigen Nichtbörslanern einleuchtet, während die Landwirthschaft allgemein als das wichtigste gemeinnützige Gewerbe im Staate anerkannt wird —), diese einseitige Vertretung der Standesinteressen, die Vernachlässigung der immer dringender werdenden sozialen Bedürfnisse wird auch die konservative Partei dereinst zu Falle bringen. — Das Hauptverdienst der Konservativen ist ihr Eintreten für die Interessen des Protestantismus. Während die liberalen Kreise der Religion gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, haben die Konservativen stets die Wichtigkeit der Religion für das Gemeinwohl des Staates, und die Nothwendigkeit einer freien Entfaltung der evangelischen Kirche verfochten.

In der Entwicklung der soeben behandelten drei Parteien fällt uns leicht ein schon berührter gemeinsamer Zug auf: sie haben aufgehört, rein politische Parteien zu sein, und sind zu ständischen Parteien geworden. Dieser Umstand enthält zugleich den Keim ihres Zerfalles. Ein politischer Parteimann kann doch immerhin noch das Interesse der gesammten Volkskreise vertreten, das er nur von einem bestimmten Standpunkt aus, und je nach

der Farbe seiner Parteibrille auffaßt. Ein ständischer Parteimann dagegen, der das Gesamtinteresse des Staates nicht über das eigene enge Standesinteresse zu stellen vermag, ist auf die Dauer, wenigstens als Glied einer öffentlichen Volksvertretung, unmöglich. Denn selbstverständlich kann eine Volksvertretung als Ganzes nur dann für das Gesamtwohl des Staates ersprießlich wirken, wenn jedes einzelne Mitglied derselben sich als Vertreter des ganzen Volkes betrachtet, und diesen Gesichtspunkt für alle seine Entschlüsse und Handlungen maßgebend sein läßt.

Im engsten Zusammenhange mit Obigem steht es, daß die neueren Parteien, zu denen wir jetzt übergehen, nicht mehr durch ein rein politisches Moment in's Leben gerufen worden sind, oder zusammengehalten werden. Im Centrum z. B., einer unerfreulichen Schöpfung des Jahres 1870, vereinigen sich die verschiedensten politischen Richtungen, aristokratische und demokratische, föderalistische und partikularistische Elemente, die nur der allen gemeinsame Katholizismus zusammengefügt hat. Diese verschiedenartigen Bestandtheile des Centrum's widerstreben einander so sehr, daß der wenig harmonische Bau immer auf's Neue in Gefahr geräth auseinanderzufallen. Nur einem so ungewöhnlich geschickten Führer wie Windthorst war es möglich, die Gegensätze innerhalb der Partei wenigstens nach außen hin zu verdecken, ja sogar die Partei zu derjenigen zu machen, die auch jetzt noch im Reichstage bei den meisten Verhandlungen den Ausschlag giebt. Schon gleich nach Windthorst's Tode trat der mühsam und nothdürftig zusammengekittete Miß wieder klaffend hervor, wobei vorläufig die aristokratischen Anhänger des Centrum's von ihren demokratischen Parteigenossen verdrängt wurden. Es ist klar, daß die Religion allein überhaupt nicht, auch nicht einmal die katholische Religion mit ihrer großartigen Organisation und fast militärischen Zucht, eine politische Partei von so wenig einheitlichem Gepräge auf die Dauer zusammenhalten kann; trotz seiner jetzt noch immer sehr beträchtlichen Machtfülle wird das Centrum entweder zerbröckeln, oder sich auch in nichtreligiösen Fragen eine Einheit von Bestand erkämpfen, d. h. einer der anderen bestehenden Parteien näher treten. — Von einer so bunt zusammengewürfelten Partei ist eine einheitliche Auffassung nur in kirchenpolitischen Fragen zu

erwarten. In sozialpolitischen Dingen besteht ebensowenig eine Einheit wie bei den Nationalliberalen. Neben verdienstvollen Vorkämpfern einer thatkräftigen sozialen Reform, unter denen der Kaplan Hise, Professor in Münster i. W. und Reichstagsabgeordneter für Weilenkirchen, obenan steht, befinden sich andere Mitglieder der Partei, die sich um das wichtigste Problem des öffentlichen Lebens der Gegenwart herzlich wenig kümmern. — Ein allgemeines Verdienst um das gesammte Vaterland vermag Schreiber dieses, bei allem Bemühen, gerecht und objektiv zu urtheilen, dem Zentrum nicht zuzugestehen. Im Gegentheil, zwei Umstände haben das Zentrum zu einer Partei gemacht, die dem deutschen Reiche zu schwerem Unheil gereicht hat und noch gereicht. Einerseits der Umstand, daß das Zentrum sein Oberhaupt und zugleich seinen Schwerpunkt im Papste hat, also in einem Ausländer und außerhalb des eigenen Landes. Dadurch wird den deutschen „Ultramontanen“ eine wahrhaft nationale Gesinnung, ein Aufgehen im Dienste für das Vaterland sehr erschwert, besonders da der Papst sich für berechtigt hält, auch in allen nicht rein kirchlichen Angelegenheiten den Gläubigen Vorschriften zu machen. Die Wahrheit des Spruches: „Niemand kann zwei Herren dienen“, tritt in diesem Falle ganz besonders deutlich hervor. Andererseits ist die Macht, die das Zentrum durch die Anzahl seiner Mitglieder im Reichstage und in vielen Einzellandtagen ausübt, vielfach verhängnißvoll, da die Regierungen sich daran gewöhnt haben, diese Macht stets, oft über Gebühr und zum Schaden der Gesamtheit, zu berücksichtigen.

Wenden wir uns nun zur Besprechung der Sozialdemokraten, der deutsch-sozialen Reformpartei und der Christlich-Sozialen. Gemeinsam ist allen dreien, trotz des schroffen Gegensatzes, in dem die Sozialdemokratie zu den beiden zuletzt genannten Parteien steht, daß die soziale Frage und deren Lösung den Kern ihres Programms ausmacht, wie schon aus den Namen der drei Parteien hervorgeht.

Beginnen wir mit den Sozialdemokraten. Diese Partei in ihrer heutigen Form ist 1875 durch Verschmelzung mehrerer einander verwandter Richtungen entstanden. Auch sie ist als Partei der Arbeiter und Proletarier eine ständische Partei, aber doch in anderem Sinne als die oben behandelten Parteien.

Dem die Standesinteressen, die diese vertreten, haben mit der sozialen Frage wenig oder gar nichts zu schaffen, während die zukünftige Gestaltung der Lage der Arbeiter gerade der Punkt ist, um den sich diese ganze Frage dreht. Ueber die Sozialdemokratie und ihre Ziele ist schon so viel geschrieben worden, daß ich mich hier kurz fassen will, um nicht schon oft Gesagtes zu wiederholen. Daß das beständige Anwachsen des Kapitalismus den Gegensatz von Arm und Reich immer schroffer, die Armuth immer drückender macht, daß die gewaltige Entwicklung der Technik, die weiter und weiter um sich greifende Maschinenarbeit den Arbeiter immer mehr selbst zur Maschine, zum hilflosen Werkzeug in der Hand des Kapitalisten herabdrückt, daß es auf dem bisherigen Wege der wirtschaftlichen Gestaltung nicht weiter fortgehen kann, darüber sind nicht nur die Sozialdemokraten, sondern alle billig denkenden und warm fühlenden Menschen schon lange einig. Es fragt sich nur, ob eine vollständige Umwälzung der ganzen heutigen Gesellschaftsordnung, wie die Sozialdemokratie sie wünscht, die alleinige Grundlage der Lösung der sozialen Frage bildet, oder ob diese Lösung auch ohne eine solche Umwälzung, die doch gewiß nur unter den schwersten das Volksleben bis in's innerste Mark erschütternden Kämpfen zustande kommen könnte, durch kräftige soziale Reformen möglich wäre. Letzteres behaupten die deutsch-sozialen Reformer und die Christlich-Sozialen, während die Sozialdemokraten jene Umwälzung für unbedingt nothwendig erklären. Also soziale Reform oder Revolution? Das ist die Frage, deren Beantwortung die wichtigste Aufgabe sein wird, welche unser Jahrhundert dem kommenden übermacht, eine Aufgabe, die das Wohl und Wehe des ganzen deutschen Volkes in sich schließt. Wie die bisherige Entwicklung wahrscheinlich macht, werden die Parteien, die auch sogar einer sozialen Reform Feind sind, dereinst von der Sturmfluth der Zeit hinweggeschwemmt werden, daß keine Spur von ihnen übrig bleibt, und in dem immer erbitterter werdenden Kampfe um die Lösung der sozialen Frage werden sich schließlich nur die zwei großen Parteien der Reformfreunde und der Revolutionäre gegenüberstehen, und auf Leben und Tod mit einander ringen. So sehr aber auch eine Besserung der Arbeitslöhne, eine wirksame Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung,

die Beschaffung von menschenwürdigen Arbeiterwohnungen, die Einschränkung des Großkapitals durch scharfe Besteuerung der großen Einkommen, so sehr alle diese Maßregeln vom Standpunkt der sozialen Reform anzustreben sind, so wird doch auch der entschiedenste Reformfreund die gänzliche Abschaffung des Eigenthums an Produktionsmitteln, welche die Sozialdemokraten durchführen wollen, für höchst bedenklich halten. Denn damit wäre das Privateigenthum überhaupt im wesentlichen abgeschafft, also dem einzelnen Menschen die Haupttriebfeder seines Handelns und Strebens genommen. Die feindselige Haltung der Sozialdemokratie zur Religion und Monarchie, der internationale Charakter der Partei, der ihre Anhänger veranlaßt, jeden Ausfluß warmer patriotischer Begeisterung mit Spott und Hohn zu übergießen, untergraben den Staat in seinen Wurzeln; sie sind um so drohendere Gefahren, je mehr die Partei in der bisherigen Weise anwächst. — Die Sozialdemokratie ist als solche eine Frucht unseres modernen auf das Soziale gerichteten Zeitgeistes. Wie sie von diesem die Keime ihrer Entwicklung empfangen hat, so hat sie ihrerseits wieder auf die anderen Parteien befruchtend gewirkt, indem sie diesen die Bedeutung der sozialen Frage in ihrem ganzen furchtbaren Ernst eingeschärft, zu der sozialpolitischen Gesetzgebung der Regierung den eigentlichen und ersten Anstoß gegeben hat. Dies ist das einzige, in seiner Wirkung zwar große, aber ziemlich unfreiwillige Verdienst der Sozialdemokratie. Sie hat den Dienst eines Sturmbocks geleistet, der in die morsche Mauer der alten Zeit die erste Bresche geschlagen hat.

Die deutsch=soziale Reformpartei ist erst 1894 durch Vereinigung von zwei kleineren antisemitischen Parteien entstanden. Sie kehrt vor allem das deutsch=nationale Selbstbewußtsein gegenüber den nichtdeutschen Stämmen im Reiche, besonders gegenüber den Juden, hervor, und betont die Nothwendigkeit der Erhaltung und Kräftigung des Mittelstandes. Der schädliche Einfluß des Judenthums äußert sich sowohl auf wirthschaftlichem als auch auf geistigem Gebiete. Die Juden haben in äußerst geschickter Weise nach ihrer Emanzipation die liberalen Toleranzideen zu ihren Gunsten, und auf Kosten der Deutschen zu verwerthen gewußt. Die vielgerühmten liberalen Errungenschaften

der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit sind hauptsächlich jüdischen Händlern und Hausierern zu statten gekommen, während mancher solide Handwerker von dem durch die Gewerbefreiheit großgezogenen Pfüschertume mit seiner schamlosen Schleuderkonkurrenz zu Grunde gerichtet wurde, und der Bauer, der, von dem Rechte der Freizügigkeit Gebrauch machend, seine heimische Scholle verließ und als Fabrikarbeiter in die großen Städte zog, meistens gänzlicher Verarmung verfiel, und, als Proletarier, der Sozialdemokratie zur willkommenen Beute wurde. Auf wirthschaftlichem Gebiete ist das Judenthum der Schmaroger, der ohne eigene Arbeit sich mühelos an fremdem Gute bereichert. Die Kriminalstatistik zeigt, daß Wucher, betrügerischer Bankrott, und überhaupt alle Verbrechen am Eigenthum, die nicht mit persönlicher Lebensgefahr verbunden sind, geradezu jüdisches Monopol genannt werden dürfen. Es ist allgemein bekannt, mit welcher Vorliebe sich die Juden in solche Berufsarten drängen, in denen ohne wirkliche produktive Arbeit ein Gewinn zu erwarten ist, oft Berufsarten, die mit germanischen Ehrbegriffen nur schwer vereinbar sind, eine ausgesprochene Abneigung haben sie aber gegen körperliche Anstrengungen aller Art, und gegen solche geistige Arbeit, die nur einen ideellen Gewinn verspricht. Daß das Judenthum allmählich zum unumschränkten Beherrscher der Börse geworden ist, habe ich schon berührt. Auch auf geistigem Gebiete wirkt es nur schädigend. Das gesammte Zeitungsweisen in Deutschland geräth immer mehr in seine Hände, oder wenigstens unter seinen Einfluß. Die jüdischen Zeitungsschreiber pflegen jede ungünstige Kritik über ihre Stammesgenossen als reaktionären mittelalterlichen Antisemitismus zu brandmarken. Sie richten vermöge der gewaltigen Macht der Presse in einer großen Anzahl von Köpfen in Bezug auf alles, was mit ihrer Massengemeinschaft irgendwie zusammenhängt, eine heillose Begriffsverwirrung an. Der jüdische Einfluß auf das deutsche Geistesleben ist nur zersezender Art. Die hervorragende geistige Begabung der Juden ist eine Fabel. Nur in der Stärke des Erwerbstriebes, und in der Fähigkeit, diesen zu befriedigen, ist der Jude dem Deutschen und den übrigen Europäern überlegen. Kein einziger Geist ersten Ranges, außer Spinoza, ist seit dem Anfang unserer Zeitrechnung

aus dem Schoße des Judenthums hervorgegangen. Keine einzige hervorragende Erfindung oder Entdeckung ist jemals von einem Juden gemacht worden. Wahrhaft bedeutende und fruchtbare Anregungen, wirklich schöpferische Großthaten auf geistigem Gebiete hat Deutschland dem litterarischen und Preßjudenthum ebenso wenig zu verdanken wie andere Länder. Wohl aber ist dieses Preßjudenthum unermüdlich darin, alles, was als Ausdruck und Bethätigung lebendigen christlichen Glaubens im deutschen Volksleben zu Tage tritt, zu verhöhnen und in den Staub zu ziehen, das Christenthum als eine längst überwundene Kulturstufe hinzustellen. Für die immer mehr sich verbreitende religionsfeindliche Stimmung in weiten deutschen Volkskreisen ist zum großen Theil die jüdische Presse verantwortlich. Besonders merkwürdig ist dabei, daß dieselbe Presse sich vor einem Angriff auf die jüdische Religion wohl hütet, obwohl diese mit ihren starren abgelebten Formeln und Buchstabengesetzen eine abfällige Kritik weit eher herausfordert. Auch ganz veraltete jüdische Gebräuche, die wie das Schächten mit dem ethischen Kern der Religion, den die Juden sonst immer so gern in den Vordergrund stellen, garnichts zu thun haben, und noch dazu eine große Thierquälerei sind, werden von jener Presse krampfhaft vertheidigt. — Unter solchen Umständen ist der moderne Antisemitismus weiter nichts als eine durchaus berechtigte und natürliche Nothwehr. Ueber einzelnen, zum Theil allerdings bedenklichen Ausschreitungen, die diese Bewegung hervorgerufen hat, muß man ihren gesunden und vernünftigen Kern nicht übersehen. Die Antisemiten haben das große Verdienst, zuerst das deutsche Volk aufgerüttelt und auf die vom Judenthum her drohenden Gefahren aufmerksam gemacht zu haben. Von den übrigen Parteien waren die Konservativen die ersten, die dem Beckruf folgten und sich dem Kampfe gegen das Judenthum angeschlossen. Neuerdings hat aber der antisemitische Eifer der Konservativen wieder merklich nachgelassen, nicht aus sachlichen Gründen, weil die Gefahr geringer geworden wäre, sondern aus parteipolitischen Rücksichten, weil die konservativen Aristokraten sich als Gegner der demokratisch angehauchten Antisemiten fühlen, und weil diese den konservativen Besitzstand an Wahlstimmen bedrohen. Die übrigen Parteien, die sich Anfangs hartnäckig

jeder antisemitischen Warnung verschlossen, die Bewegung als ungesundes Produkt einiger hirnverbrannter Schwärmer kennzeichneten, fangen jetzt doch ganz allmählich auch an, hier und da antisemitische Umwandlungen zu zeigen, natürlich mit Ausnahme der ganz unheilbaren Freisinnigen.

Als Vertreterin der Interessen des Mittelstandes, der Handwerker, kleinen Gewerbetreibenden und Beamten, der kleinen Leute überhaupt ist auch die deutsch-soziale Reformpartei eine Standespartei; sie steht aber doch, ebenso wie die Sozialdemokraten, durchaus im Gegensatz zu den übrigen Standesparteien, insofern das Betonen der Standesinteressen, die sie vertritt, ebenfalls auf das engste mit der sozialen Frage zusammenhängt. Denn wenn die schnell fortschreitende Auffaugung des Mittelstandes durch das Proletariertum aufgehalten, und schließlich ganz zum Stillstand gebracht würde, wenn ein leistungsfähiger Mittelstand in der Form von selbständigen Einzelbetrieben erhalten bliebe, dann wäre wirklich die Gefahr der sozialen Revolution beseitigt, und damit ein wichtiger Theil der sozialen Frage gelöst.

Die antisemitische Bewegung krankt, so berechtigt und notwendig ihr Kern auch sein mag, an einigen großen Mängeln, die allerdings mehr auf äußere Umstände als auf innere Ursachen zurückzuführen sind. Vor allem fehlt es der Partei an wirklich bedeutenden Führern. Außer dem Reichstagsabgeordneten Liebermann von Sonnenberg besitzt sie keinen Vertreter im Reichstage, der über das Durchschnittsmaß hinausragt, und auch Liebermann ist nur ein politischer Führer zweiten Ranges. Daß einige dunkle Ehrenmänner wie Ahlwardt sich an die Partei herangedrängt und ihr Ansehen schwer geschädigt haben, ist zwar beklagenswerth, gehört aber zu den Absurditäten des Mostes, der zuletzt doch noch 'nen Wein giebt. Alle starken elementaren Volksbewegungen haben Ähnliches erlebt. Weil der Antisemitismus nicht im Besitze des nöthigen Kapitals ist, befindet sich die antisemitische Presse, mit wenigen Ausnahmen, noch auf einer recht rohen, den gebildeten Leser wenig befriedigenden Anfangsstufe; sie leidet an bedenklicher Einseitigkeit, indem sie alle Dinge zum Judenthum in Beziehung bringt, und andere Fragen von allgemeinem Interesse, die keinerlei Beziehung zu jenem haben,

zu wenig beachtet. Der Hauptpflicht eines jeden Agitators, sich vor Uebertreibungen zu hüten und beständig zum Maßhalten zu mahnen, ist von antisemitischer Seite bisher nur in recht mangelhafter Weise genügt worden. Viele Antisemiten glauben, von der Lösung der Judenfrage das alleinige Heil der Zukunft erwarten zu dürfen; aber so dringlich die Judenfrage auch geworden sein mag, gegenüber der sozialen Frage ist sie nur von nebensächlicher Bedeutung. Während diese kaum jemals ganz zu lösen sein wird, hieße es an der gesunden Kraft des deutschen Volkes verzweifeln, wenn man annehmen wollte, es werde ihm nie gelingen, sich der fremden jüdischen Eindringlinge wirksam zu erwehren, und so die Judenfrage in irgend einer Form zu lösen. Eine völlige Aufhebung der Judenemanzipation wird sich freilich, nachdem einmal diese Emanzipation thörichter Weise gewährt worden ist, kaum durchführen lassen, aber es giebt ja sonst noch Mittel und Wege genug, den jüdischen Einfluß einzudämmen und unschädlich zu machen.

Wenn die deutsch-soziale Reformpartei, wie Verfasser glaubt, sich als Zukunftspartei von dauerndem Bestande bewähren wird, so ist es nicht das negative Element des Antisemitismus, sondern das positive der sozialen Reform, was ihr einen solchen Bestand sichert. Ein solches rein negatives Element ist überhaupt nicht im Stande, eine Partei auf die Länge der Zeit zusammenzuhalten. In keinem Falle ist der Antisemitismus als parteibildender Faktor von Dauer: denn wird die Judenfrage nicht über kurz oder lang gelöst, so scheidet er an der Nichterfüllung seiner Aufgabe, und wird sie, wie es wahrscheinlich ist, in irgend einer einigermaßen befriedigenden Weise gelöst, so muß er ebenfalls aufhören, weil ihm dann nichts mehr zu thun übrig bleibt. Dann wird die deutsch-soziale Reformpartei, der bis dahin hauptsächlich der Antisemitismus sein charakteristisches Gepräge aufgedrückt hatte, noch mehr als jetzt zur sozialen Reformpartei auf rein positiver Grundlage.

Die Christlich-Sozialen stehen, obgleich sie sich erst in jüngster Zeit von der konservativen Partei abgelöst haben, innerlich den deutsch-sozialen Reformern viel näher. Beide Parteien verfolgen im Grunde das gleiche Ziel der sozialen Reform, nur

daß die Deutsch-Sozialen mehr die Judenfrage, die Christlich-Sozialen mehr das religiöse Moment hervorheben. Innerhalb der christlich-sozialen Partei bestehen seit kurzem zwei verschiedene Schattirungen derselben Richtung: ein Theil der Partei unter Stöcker steht mehr nach rechts, während ein anderer Theil unter Führung des Pfarrers Naumann in Frankfurt a. M. eine radikalere Tonart anschlägt. Ich hatte Ende Februar dieses Jahres Gelegenheit, diesen in letzter Zeit so viel genannten Mann in Dresden in zwei Volksversammlungen zu hören; sein Auftreten hat nicht nur auf mich, sondern auf die ganze Versammlung einen gewaltigen Eindruck gemacht. Ich habe noch niemals zuvor einen Volksredner kennen gelernt, der so ganz durchdrungen war von dem, was er sprach, der so sehr bereit schien, seine vorgetragenen Ansichten mit der Wucht seiner ganzen Persönlichkeit zu decken, und der zugleich mit so wohlthuender versöhnlicher Milde die Ansichten seiner Gegner bekämpfte. Naumann besitzt alle wesentlichen Eigenschaften eines Reformators im großen Stil: hinreißende Begeisterung für die von ihm vertretene Sache, Opferfreudigkeit, den unerschrockenen Muth der Ueberzeugung, und auch, wie aus seiner Schilderung der von ihm in's Leben gerufenen evangelischen Arbeitervereine offenbar wurde, ein bedeutendes praktisches Organisationstalent. Ohne Zweifel wird er bald in den Reichstag gewählt werden, und überhaupt in Zukunft eine maßgebende politische Rolle spielen, einer der führenden Geister seiner Zeit werden. Wenn es überhaupt jemandem gelingen kann, das Ziel, das Naumann sich gesteckt hat, zu erreichen: die großen Massen der Arbeiter für Christenthum, Monarchie und Vaterland zurückzuerobern, dann wird es ihm gelingen, der dazu berufen scheint, wie kein anderer.

Die deutsch-sozialen Reformer und die Christlich-Sozialen werden gewiß in absehbarer Zeit zu einer einzigen großen sozialen Reformpartei verschmelzen, und als solche den Hauptkampf mit der revolutionären Sozialdemokratie auszufechten haben. Wie wird die Entscheidungsschlacht ausfallen?

Dr. Eduard Eckardt.



Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands,

vornehmlich nach den Akten des preussischen Staatsarchivs.

(Fortsetzung.)

63. B., 6. Okt. Rückmann fährt fort, den Unzufriedenen Versprechungen zu machen. Manteuffel hat aus Warschau dem Herzog gemeldet, daß er auf seiner Heimkehr aus Karlsbad in Dresden erfahren habe, Prinz Karl von Sachsen habe in Pillnitz den König gebeten, dahin zu wirken, daß seine Tochter den Titel Prinzessin von Kurland und 100,000 Dukaten erhalte, um ein passendes Unterkommen zu finden. Der Herzog sei nun in Sorge, daß er die Aussteuer werde zahlen müssen, daß ferner dadurch eine Heirath zwischen dieser Prinzessin und dem ältesten Sohne des Prinzen Karl Biron zu Stande komme, in Folge deren der Kurfürst, wenn er König von Polen werde, die Erbfolge in Kurland der jüngeren Linie Biron zuwenden könnte. Dann würde dieser Zweig auch die Herrschaft Wartenberg beanspruchen, die nach dem Fideikommiß Ernst Johann's beim Herzogthum bleiben solle. Freilich habe die Stiftung, da sie nicht vom Könige bestätigt sei, in Schlesien keine Geltung erlangt; dennoch würde, wenn der König daraus nicht ein weibliches Lehn mache, ein erbitterter Rechtsstreit entstehen.

64. B., 13. Okt. Der Herzog sei sehr in Sorge wegen der Pläne Karl's von Sachsen. „Ew. Majestät werden schon wissen, daß der jüngere Prinz von Oranien von Allen der erwünschteste Schwiegersohn für den Herzog und die Herzogin

wäre“. Der Herzog dränge S. immer wieder, ihm zu sagen, wie der König darüber denke, weshalb S. nochmals darauf zurückkomme. „Vor Allem beginne ich mit dem ehrfurchtsvollen Bekenntniß, daß bei der gegenwärtigen Sachlage meiner schwachen Einsicht nach Kurland keineswegs mir als ein für die preußische Monarchie gleichgültiges Objekt erscheint, so klein dieser Staat auch ist; seine Lage scheint ihm für uns Bedeutung zu verleihen. Zwei seiner Nachbarn haben freilich einander entgegengesetzte Pläne, die aber, ob nun der eine der Nachbarn oder der andere siege, stets zu unserem Schaden gereichen werden. Die Geschichte dieses ganzen Jahrhunderts giebt greifbare Beweise dafür, daß Rußland Kurland wie eine russische Provinz behandelt hat.“ Rußland habe stets gesucht, dort seinen Einfluß auszudehnen durch Förderung der Projekte zu Gunsten des Grafen Bobrinski, des Fürsten Potemkin, des Grafen Woronzow auf das Herzogthum, „und noch eine Menge anderer Umstände bezeugt, daß dieser ehrgeizige und unternehmende Hof immer bemüht ist seine Macht in diesem Lande zu mehren. Wenn es ihm gelänge, dem Lande wieder eine seiner Kreaturen zum Herzog zu geben, und wenn diese Kreatur von Nation russisch wäre, so würde Kurland weniger als jemals ein Zwischenstaat zwischen Rußland und Preußen sein, sondern eine Art von vorgeschobenem Werke für ersteres, welches sich bis zu unseren Grenzen ausdehnen würde“. Diese Erwägung müsse in der gegenwärtigen Lage den Ausschlag geben. Der russische Einfluß sei augenblicklich zwar gesunken, aber Rußland strebe darnach, ihn wieder zu gewinnen; man müsse den Moment benutzen, um es daran zu hindern; einen gefährlichen Nachbar soweit wie möglich zu entfernen suchen; Kurland die Existenz zu sichern suchen, deren es fähig ist, und es für Preußen nutzbar machen. Ebenso müsse Polen gehindert werden zu mächtig in Kurland zu werden, sei es durch Errichtung einer von ihm allzu abhängigen Dynastie, sei es durch Inkorporation. In letzterem Falle könnte Polen sich einen direkten Handel schaffen. — Alle diese Mißstände könnten beseitigt werden, wenn der König Kurland einen Herzog gebe, der, weder von Polen noch von Rußland abhängig, Sr. Majestät nahe genug, stände um sich auf ihn zu verlassen ohne bei den Nachbarmächten Mißtrauen zu wecken, wie es bei einem Prinzen

eines großen Hauses geschehen würde. Alle diese Eigenschaften finden sich bei dem jungen Prinzen von Oranien. Man könnte fragen, ob Kurland eines inneren Zusammenhalts fähig sei, ob die Unterstützung, die Preußen ihm leisten müßte, dieses nicht zu sehr belasten würde, ob es der Mühe lohne, ihm zur Haltbarkeit zu verhelfen. Die Regierung Herzog Jakobs sei eine Antwort auf zwei dieser Fragen. „Dieser Fürst liefert den Beweis dafür, was ein Herzog von Kurland, der ein Mann von Kopf ist und seine Quellen auszubeuten weiß, zu leisten im Stande ist, und die Rolle, die er in kritischen Zeiten zwischen Rußland, Polen und Schweden spielte, bezeugt, von welchem Nutzen ein Souverän dieses Landes für Denjenigen sein kann, zu dessen Gunsten er sich entschieden hat.“ Bei der Förderung des Prinzen von Oranien würden Holland und England Preußen zur Seite stehen und vielleicht vortheilhafte Aussichten für den Handel Kurlands bieten. Freilich bringe dieser Plan auch Gefahren, und dieselben wären in einem anderen Zeitpunkt vielleicht sogar unüberwindliche. Aber offenbar bedürfen die Höfe von Wien, Dresden und Warschau der Unterstützung Preußens für ihre Pläne und müßten es daher schonen, und was Rußland angehe, so werde man, wenn jemals, seine Zustimmung jetzt erlangen, da es vom Kriege erschöpft sei. Endlich wäre dieser Plan ein Prüfstein für die Gesinnungen all dieser Höfe. Wenn aber der König sich für diesen Plan entscheiden sollte, so wäre Eile noth, ehe das Geheimniß gebrochen würde. S. bittet endlich noch um Genehmigung, daß Wilten den König zum Schiedsrichter in seinem Streit mit Polen anrufen dürfe; denn Wilten ziehe dem Urtheil einer parteiischen Kommission dasjenige der Höfe vor, welche es für die Garanten seiner Existenz ansehe.

65. B., 16. Okt. Laut Nachrichten aus Petersburg suche Potemkin mit allen Mitteln den Abschluß des Friedens mit der Pforte zu hintertreiben.

N., 27. Okt. Das Projekt der Heirath zwischen Friedrich von Oranien und Wilhelmine von Kurland sei zur Sprache gebracht worden von der Prinzessin von Oranien bei ihrem letzten Besuch in Berlin. Sowohl die Liebe zur Schwester als die Aussicht auf den Nutzen dieses Planes lege denselben dem Könige

sehr nahe. Der Herzog werde durch die Herzogin schon benachrichtigt worden sein von den vorläufigen Schritten des Königs. Er habe dem Wiener Hof vertrauliche Eröffnungen gemacht, indem er den Kaiser gebeten, den russischen Hof zu sondiren und zu bearbeiten. Er erwarte nun die Antwort, je nach welcher er direkte Verhandlungen mit Petersburg oder mit Polen anknüpfen werde. Verschwiegenheit sei Hauptbedingung des Gelingens. — Der Friede sollte infolge energischen Widerstandes der Kaiserin gegen die Wünsche Potemkins schon am 22. September a. St. in Jassy unterzeichnet werden.

66. B., 20. Okt. Die Rechte des Herzogs müssen ganz besonders jetzt geschützt werden, seit der Plan bestehe, den Prinzen von Oranien zur Nachfolge zu bringen; daher müsse verhindert werden, daß die souveräne Macht die herzoglichen Rechte einschränke. Die Thätigkeit der Kommission müßte aufgehalten werden bis die Herzogin nach Warschau komme und bewirke, daß günstigere Dispositionen in derselben herrschend würden. Jetzt sei der allergünstigste Moment um die Sukzessionsfrage durchzusetzen in Petersburg, wo, wie Viele fürchten, Potemkin durch irgend einen Akt der Willkür versuchen werde, die Pforte zur Erklärung der Unabhängigkeit von Moldau und Wallachei zu nöthigen, entgegen dem Willen der Kaiserin. Auch werde in Petersburg erzählt, es werde dafür intrigirt, daß die Großfürstin einen „amant“ nehme, wozu Potemkin antreibe.

21., 29. Okt. Der König ist erfreut mittheilen zu können, daß man in Warschau durchgesetzt habe, daß die Sitzungen der für den Prozeß zwischen Herzog und Adel niedergesetzten Kommission, um 3 Monate prolongirt worden seien, so daß die Herzogin, welche dorthin unterwegs sei, Zeit haben werde einzugreifen. Goltz werde sie unterstützen. Wenn es sich mit dem Friedenskongreß so verhalte wie H. berichte, so könne der Tod Potemkin's der Kaiserin nur angenehm gewesen sein. Nun werde der Friede wohl rasch gezeichnet werden, da Potemkin kurz vor seinem Tode den Befehl erhalten habe, die Verhandlungen zu beschleunigen.

67. B., 27. Okt. In den russischen Nachbarprovinzen Alles ruhig; die Truppen ziehen sich ins Innere zurück. In voriger Woche habe er, H., einige Tage beim Herzog, 5 Meilen von der

Stadt, wo die Jagd den Herzog zurückhalte, zugebracht. S. hat ihm die Befehle des Königs in Betreff seiner selbst sowie die an Volk in Betreff Piltens mitgetheilt. Der Herzog habe die Bethenerungen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit erneuert. Der Herzog habe ihm seinerseits Briefe der Herzogin über die Pläne des Königs wegen der Erbfolge mitgetheilt. S. habe die Gelegenheit ergriffen, um dem Herzog die Nothwendigkeit klar zu machen, sich eine eigene Partei im Lande zu schaffen, ohne welche er zu besorgen habe, daß der Adel ihm stets Hindernisse bereiten und die Höfe das benutzen könnten, um den Plan mit dem Prinzen von Dranien zu vereiteln. „Unglücklicher Weise hatte ich den Herzog für unfähig, meine Rathschläge auszuführen, so viel Mühe ich mir auch gebe, um sie ihm annehmbar zu machen; und ich glaube, daß wenn es darauf ankommen wird, Hand ans Werk zu legen, es besser ist, ohne ihn zu Gunsten des Prinzen von Dranien eine Partei zu bilden, von der man im Nothfall Gebrauch machen könnte, um selbst Se. Fürstl. Durchlaucht zu nöthigen, sich den Vorschriften zu unterwerfen, welche das Interesse seiner eigenen Familie von ihm fordert. Was mich beunruhigt, ist die voreilige Mittheilung, welche der Herr von Keeden dem Fürsten Jablonowski in Berlin*) gemacht hat; denn wenn die Sache zu früh bekannt wird, so fängt die dem Herzog feindliche Kabale an, davon Nutzen zu ziehen, und wenn sie auch nicht aufrichtig dem Prinzen Karl von Biron ergeben ist, so würde sie sich doch stellen, als wäre sie es, und wird es sehr leicht finden, die Unterhandlungen zu verwickeln und zu hindern. Noch immer bestimmter Befehle von Seiten Ew. K. Majestät in dieser Hinsicht entbehrend, beschränke ich mich darauf, ohne Affektation zu sagen, daß nichts für den Kurländischen Hof wünschenswerther sein könnte, als die Möglichkeit, recht bald und bei Lebzeiten des Herzogs die Thronfolge festzusetzen“. Die Verwünschung, welche die Kaiserin Katharina vor mehreren Jahren gegen den jüngeren Zweig des herzoglichen Hauses bekanntlich ausgestoßen habe, diene ihm (S.) als Beweis dafür, daß J. M. nie diesen Zweig zur Thronfolge werde gelangen lassen. Der Herr von L. suche sich ihm zu nähern. Man dürfe

*) Polnischer Gesandter in Berlin.

sich diesem Manne nicht anvertrauen, aber man müsse ihn bestechen und könnte davon einen erheblichen Vortheil ziehen. Die häuslichen Angelegenheiten L.'s drängen ihn, andere Hilfsquellen aufzusuchen.

R., 7. Nov. Stimmt dem von H. dem Herzog erteilten Rath vollkommen zu. H. werde an der Herzogin, wenn sie heimkehre, eine gute Stütze finden.

68. B., 3. Nov. H. hat eine kleine Reise durch das Land gemacht, um Bekanntschaften anzuknüpfen und die Stimmung zu beobachten; das sei der einzige Weg, denn der Adel komme sehr wenig nach Mitau, um so weniger als der Herzog so isolirt lebe. Bisher sei das Sukzessionsprojekt noch nicht laut geworden. H. hat ein paar Leute an sich gezogen, deren man später vielleicht sich werde bedienen können. Man fasse Vertrauen in die Idee, daß der König sich künftig für Kurland interessieren werde, gewöhne sich auch an ihn, H.; die alten Irrthümer werden aufgegeben. H. schlägt nun vor, eine vom Herzog unabhängige Partei zusammenzubringen, die dem Könige allein folge. Denn der Herzog sei unfähig eine Partei zu sammeln oder zu erhalten, und auch die Herzogin werde das nicht vermögen. Eine preußische Partei aber werde auch dem Herzog die Richtung geben können. Der Herzog müsse die Kosten tragen. H. ist neulich in Würzau beim Herzog gewesen, der ihn gebeten hat eine Vermittelung mit Howen zu übernehmen. Er entgegnete, daß wenn der Herzog ihm sein Ehrenwort gebe, die Sache geheim zu halten, und ihm die nöthigen Summen zur Verfügung stelle, er mit Howen im Namen des Königs in Verhandlung treten wolle. Der Herzog stimmte zu, Hüttel hat die Verhandlungen eingefädelt, durch welche, wenn sie gut enden, der Oberburggraf Kreatur des Königs werden müsse, was sehr nützlich für die Sukzessionsfrage sein werde. — Der Herzog sei entzückt von der Aufnahme der Herzogin in Berlin, besonders von ihrem Aufenthalt in Potsdam, habe darüber Briefe derselben ihm, H., gezeigt, sowie einen Brief der Prinzessin von Oranien. Der Herzog will darauf nun antworten. H. bittet, man möge in Betreff des Französischen „glisser sur les formes et le style de cette réponse en faveur de la sincérité des sentiments“, denn weder verstehe der Herzog gut französisch, noch sei ein guter Sekretär vorhanden.

R., 13. Nov. Billigt den Plan der Bildung einer preussischen Partei, worin die Herzogin S. unterstützen werde. Billigt auch die Unterhandlungen mit Howen; nur wird Vorsicht gerathen, damit der König nicht kompromittirt, durch den Herzog die Sache nicht nochmals verrathen werde. S. soll die Dranische Angelegenheit im Auge halten. Viel sei damit erreicht den Herzog so vollkommen dafür gewonnen zu haben, jedoch das volle Gelingen des Planes hänge immer von dem guten Willen des russischen Hofes ab.

69. B., 6. Nov. Potemkin's Tod ist überall in den russischen Nachbarprovinzen mit Freuden begrüßt worden, weil er den Frieden hinderte. Er suchte stets die Armee an sich zu fesseln, um seine persönlichen Absichten auf die Moldau durchzusetzen. Manche glauben nicht an einen natürlichen Tod. Nun werden die Orlow sicher wieder auf der Bühne erscheinen, wenn die Kaiserin sie wünsche, und die Engländer werden in Alexis Orlow dann einen eifrigen Parteigänger haben. Resborodko ist zur Armee abgereist. S. hat ein Gespräch mit Howen gehabt, das ihn in dem Glauben bestärkt, man werde von Howen Nutzen ziehen können. Dieser hat sich in Bezeugungen der Ehrfurcht und Bewunderung für den König ergangen. Er wünsche sehr einen gütlichen Vergleich der Stände mit dem Herzog, verberge nicht, daß er bereit wäre mit dem Herzog anzuknüpfen. S. entgegnet, das Vorausgegangene erschwere die Sache sehr, aber er sei bereit zu versuchen was sich thun lasse, wenn Howen ihm eine Grundlage biete. Der König wünsche auch die Beilegung des Streitiges, und wer dazu beitrage, könne der Protektion und reeller Zeichen des königlichen Wohlwollens sicher sein. Howen habe trotz der Hervorhebung des Unrechts auf Seiten des Herzogs bereit geschienen, sich gewinnen zu lassen. Er habe betont, daß die Lehngüter gegen die Ansprüche des jetzigen Herzogs geschützt werden müssen, damit ein künftiger Herzog auch was habe. S. antwortet: „Also wenn ein künftiger Herzog Lehn und Allod vereinigt, so werden Sie die Gesetzlichkeit des Allod's nicht bestreiten?“ „Nein“ entgegnet Howen.

R., 17. Nov. Legt Gewicht auf die Mittheilungen S.'s vom 6. November über die russischen Dinge. Wahrscheinlich werde nun Soltkyfow das meiste Gewicht bei der Zarin gewinnen. Er

scheine sich auf die Gunst Subow's zu stützen, während Alexis Orlow sich in Moskau zurückgezogen halte. Besborodko sei in Jassy angekommen und der Friede werde also wohl bald geschlossen sein. England habe den Plan der Dranischen Heirath gebilligt und durch Knith in Wien unterstützen lassen, was der König dort durch Baron von Jakobi habe anregen lassen. Rußland aber sei hierin am meisten zu fürchten. Die Indiskretionen mehren sich indessen Schlag auf Schlag, um die Sache zuletzt zu verderben. Der Fürst Statthalter im Haag habe vertrauliche Mittheilungen davon den Generalstaaten gemacht, was so gut sei als wie eine öffentliche Kundgebung.

70. B., 10. Nov. Es sei Gefahr für das Sukzessionsprojekt vorhanden in den vielen Mitwissern, obwohl es noch nicht öffentlich bekannt sei. Der Herzog unfähig und unbeliebt, die Herzogin und ihre Schwester, die „*pivots du parti ducal*“ haben doch wenig Anhang, eine herzogliche Partei für dieses Projekt habe wenig Aussicht. Die Sache stehe auch schlecht wegen des Streites mit den Ständen, der keinenfalls ein gutes Verhältniß im Lande zur Folge haben könne. Ein gütlicher Vergleich sei dringend wünschenswerth. Aber der Herzog werde dazu nicht zu bewegen sein, obwohl schon Viele vom Adel sich an ihn, S., mit dem Ansuchen gewandt hätten, einen solchen Vergleich zu vermitteln. S. bittet den König, ihm einen ausdrücklichen Befehl zu ertheilen, dem Herzog in seinem Namen zum Vergleich zu rathen, als nothwendig zum guten Ausgang des Sukzessionsplanes. Die Verhandlungen mit Howen gehen weiter, welcher sehr eifrig sich S. nähere. — Nach dem Tode Potemkin's, über den Katharina, wie S. sicher annimmt, im Stillen erfreut sei, werde sie nur um so mehr ihrem Grundsatz folgen, sich nur mit mittelmäßigen Leuten zu umgeben, die sie nicht in Schatten stellen können. Wenn aber die Furcht für ihre Person sie die Hilfe einer tüchtigen Person suchen lassen sollte, so werde sie wahrscheinlich zwischen den beiden Orlow, Alexis und Feodor, wählen.

N., 20. Nov. Befürwortet wieder die Bildung einer preussischen Partei. Ubersendet das von S. gewünschte Reskript, um den Herzog zum Vergleich zu bestimmen. Die Dranische Sache soll beim Adel noch nicht zur Sprache gebracht werden, da

sie noch unreif sei. Der Kaiser hat auf die ersten Eröffnungen geantwortet, es wäre gut, die Sache noch zu verschieben bis Oesterreich und Preußen der Zarin das System ihrer gemeinsamen Allianz vorschlagen könnten. Da wegen der Indiskretionen dieser Antwort nicht Folge gegeben werden könne, so habe der König seinen Antrag in Wien erneuert, welcher angenommen worden sei. Statt aber dem Versprechen gemäß direkt durch Korrespondenz mit der Zarin die Sache anzuregen, habe er sie durch Instruktion an Cobenzl*) eingeleitet, überzeugt daß es vergeblich wäre, jetzt sich an die Zarin zu wenden, wo sie wüthend über Polen sei und von dem Plan gemartert werde, die neue polnische Konstitution umzuwerfen. Da sie nun unter solchen Umständen schwerlich einwilligen werde, Kurland einen von Preußen protegirten Fürsten zu geben, so müsse man darauf gefaßt sein, daß der Plan scheitere. Bei den Absichten, welche man jetzt dem Petersburger Hof in Betreff Polens beilege, könnte es leicht kommen, daß wenn Preußen, solche Pläne weiter verfolgend, sich ohne vorherige Zustimmung beider Kaiserhöfe an Katharina wende, dieselbe Gegenforderungen stelle, in Folge deren der Plan müsse zurückgezogen werden.

71. B., 13. Nov. Die Zarin habe sich aus Furcht vor dem Tode, der sie sehr unterliege, nach der Nachricht vom Tode Potemkin's sofort zur Ader gelassen. Es sei noch ungewiß, wer seine Aemter erben werde. Chef des Kriegsdepartements werde wahrscheinlich Soltzkow werden, was wegen der Wichtigkeit dieses Mannes wahrscheinlich sei. Man glaube die Kaiserin noch immer sehr beschäftigt mit den französischen Angelegenheiten, die sie ordnen wolle; dazu sucht sie eine Partei zusammenzubringen, was Orlow mißbillige, weil dem Reich Ruhe noth thue. Daher könne es kommen, daß wenigstens Alexis Orlow nicht an den Hof berufen würde. In Kurland hofft S. der Ausöhnung zwischen Herzog und Ständen näher zu kommen. Howen arbeitet an einem Plan dazu; er hat ein Geschenk von 3000 Dukaten angenommen, das S. ihm im Namen des Königs mit Genehmigung des Herzogs angeboten hat. Der Herzog hat S. versprochen zu

*) Oesterreichischer Gesandter in Petersburg.

erklären, daß er die Domänen nur an eingeborene Edelleute verpachten werde. Von dem Sukzessionsplan scheint von Berlin aus etwas verlautet zu haben.

N., 24. Nov. Man halte in Petersburg Soltykow für einen sehr gewandten Mann; er sei von Subow begünstigt, der seit der Abreise Besborodko's die auswärtigen Angelegenheiten leite. Stackelberg schmeichle sich sehr ins Ministerium zu kommen. Die Sukzessionsfrage werde immer bekannter seitdem der Fürst Statthalter sie auch noch dem russischen Gesandten im Haag, Kalischew, mitgetheilt habe.

72. B., 17. Nov. Aus Warschau hat der Herzog Nachricht erhalten über einen dem Reichstag vorgelegten Entwurf der ritterschaftlichen Delegirten zu einer Konstitution für Kurland, die Alles über den Haufen werfen und den Einfluß des Herzogs gänzlich vernichten würde. Er werde bald dem Könige einen Auszug senden, damit die nöthigen Maßnahmen getroffen werden können, um das Projekt zu Fall zu bringen. S. vermuthet, die Führer in diesem Unternehmen wollten die Inkorporation Kurlands herbeiführen, um dann die Lehngüter als Starosteien für sich zu bekommen. Die Leitung des Landes sei in den Händen eines im Grunde vielleicht redlichen, aber bornirten Menschen, der unter dem Einfluß gefährlicher Leute stehe und dem Herzog persönlich feind sei: des Landesbevollmächtigten Mirbach. Der Herzog ermangele der Thätigkeit, des Fleißes, der Einsicht und der Rathschläge, und sein Vertrauensmann „le Sr. de Raison est au moins au courant des affaires“. Howen habe bei den neuen Plänen sicher die Hand im Spiel. Die Versöhnung sei weit schwerer geworden. Die Sukzessionsfrage sei nun von Berlin her durch Briefe an Mirbach bekannt geworden. Dieser erzählte es dem russischen Minister, welcher den Herzog darauf aufmerksam machte, daß bei ähnlicher Gelegenheit die Kaiserin im Jahre 1786 eine Deklaration erlassen habe. Noch mache die Sache im Lande kein Aufsehen.

N., 27. Nov. Der Plan einer Konstitution sei wohl nicht gar gefährlich, es werden sich noch Mittel finden, um den Gegnern des Herzogs die Stirn zu bieten. Es sei nichts zu fürchten, „surtout ni pour l'abolition de la dignité ducale, ni pour

l'incorporation du pays, l'Impératrice de Russie ayant manifesté catégoriquement en plus d'une occasion, qu'avant de voir la Courlande assujettée à la domination polonaise, elle risquerait plutôt la chance d'une guerre". Ferner habe der König von Polen auf die Interzession des Königs durch den polnischen Residenten in Berlin Zablocki erklären lassen, daß er diese Sache immer als eine solche angesehen habe, welche die Aufmerksamkeit der Nachbarmächte auf sich lenke, und daß der Reichstag die Rathschläge Preußens gewiß beachten werde.

73. B., 20. Nov. Uebersendet einen deutschen Auszug aus dem Entwurf zur Konstitution. Viele von den Grundsätzen seien der französischen Konstitution entlehnt, die Autorität des Herzogs vernichtet, derselbe unter Vormundschaft des Raths und des ständigen Landtages gestellt. Im Lande seien die Parteigenossen des Herrn von Heyking und Genossen selbst in Verlegenheit. Howen erkläre, nichts damit zu thun gehabt zu haben. Wirbach tadele nur die Ueberstürzung der Delegirten, wodurch aber der Vergleich mit dem Herzog nicht gehindert werde. H. glaubt, daß es nur Aerger über das Lautwerden des Planes sei, was dahinter stecke. In Warschau geht die Sache des Herzogs gut, die Herzogin bestätige das; leider aber entfernen sich „diese Damen“ um so mehr von der Aussöhnung, nach der sie so sehr verlangten, als die Sachen schlecht standen. Wenn die Sache des Herzogs völlig triumphirt, so würde das im Lande höchlich verbittern und der Sukzessionsfrage schaden. Die Herzogin täusche sich über ihren Kredit im Lande. Sie sei keineswegs beliebt, vielmehr sei man gegen sie erzürnter als gegen den Herzog. Wenn sie gewinne, so werde das sehr zunehmen, besonders bei den Reichern, die zur Führung der ritterschaftlichen Sache Geld hergegeben haben und dasselbe dann verlieren würden. Auch haben die Herzogin und ihre Schwester in den Verhandlungen große Fehler begangen. Die Herzogin lasse sich in ihrer Lebhaftigkeit fortreißen, die Schwester sehe die Menschen und Dinge nie so wie sie sind. Die herzogliche Partei bestehe aus Menschen ohne Kopf und Charakter, ohne Thatkraft und Kredit. Die Herzogin, nun überzeugt, daß der Herzog nie eine Partei sich werde schaffen können, höre nicht auf, ihm, H., zu schreiben,

er möge eine solche für sich bilden. Er thue es nach Kräften. Er hoffe auf Howen, obwohl es möglich sei, daß aus dem ganzen Handel mit ihm nichts werde. Aber wenn er weiter in diesem Sinne arbeiten solle, so wiederhole er die Bitte um offenbare Instruktionen, damit er auf den Herzog stärker wirken und die Herzogin bewegen könne, ihren Feinden eine goldene Brücke zu bauen. Die Sukzessionsfrage werde in allen Briefen aus Warschau besprochen. Ebenso ein anderer Plan, nämlich den der Fürstin von Württemberg-Mömpelgart zu Gunsten ihres Sohnes, des Prinzen Ferdinand. Der erste Plan finde im Lande mehr Anklang als der zweite; der Prinz von Württemberg werde gefürchtet als der Bruder der künftigen Kaiserin von Rußland. Auf die Eröffnung des Herzogs an vier seiner Rätthe haben diese dem Plan Oranien zugestimmt.

N., 1. Dezember. Betont die Nothwendigkeit weiterer Bemühungen um Ausöhnung zwischen Herzog und Ständen. Die Sache Oranien werde täglich schwieriger, man könne nur passiv abwarten, was in Petersburg geschehen werde. Der Statthalter wie die Herzogin haben große Fehler gemacht. Der Prinz Württemberg werde nicht hindern, denn die Polen würden gegen ihn sein, vielleicht Katharina selbst.

74. B., 24. Nov. S. sendet heute an Howen ein erstes Memoir zurück mit dem Bemerken, daß es gegen die Fundamentalgesetze des Landes verstoße und daß S. kein Vertrauen in die guten Absichten Howen's fassen könne, so lange derselbe diese Richtung verfolge. Aber Howens Privatverhältnisse sind ganz zerrüttet, er bedarf der Hilfe, und daher glaubt S., daß er kommen werde. Der Herzog hat seine Haltung in der Frage der Bildung einer Partei geändert, bei welcher auch Howen mit-helfen sollte. Die günstigen Nachrichten aus Warschau haben ihn seit 8 Tagen in dieser Frage abgekühlt, nachdem er vorher dafür eifrig gewesen und sich erwiesen hatte, daß die Deklaration, welche er im Lande verbreitet hatte, um sie nach Warschau zu senden, fast von Niemandem war unterzeichnet worden. Er habe aber doch nicht den Muth gehabt von dem eingeschlagenen Wege abzugehen, nachdem am 22. ein Brief der Herzogin angekommen sei, in dem sie erkläre, daß sie niemals in einen Vergleich willigen

werde, sondern Alles dem Spruch des Souverän's anheimstelle. Der Herzog habe hinzugefügt, er schließe sich dieser Ansicht an, indem er den Brief an H. übersende, worauf H. erwiderte, daß wenn der Herzog in der schwankenden Haltung verharre, er, H., gezwungen sein werde, dem Könige vorzustellen, daß er dem Herzog keine Dienste werde leisten können. H. wendet sich an die Herzogin mit Darlegungen über ihre falsche Behandlung der Sache. Dazu komme noch Folgendes: Die Bürger hätten gerechte Beschwerden gegen den Adel, verlangten aber mehr als das Gerechte, weshalb die Feindschaft groß sei. Der Herzog begünstige die Bürger, wodurch der Haß des Adels gegen ihn erhöht werde. Die Bürger können aber dem Herzog nicht helfen, arbeiten doch nur für den eigenen Vortheil und können am wenigsten in der Sukzessionsfrage etwas ausrichten. Auf die Vorstellung H.'s wurde im September der Kammerherr von Holten bei seiner Abreise nach Warschau angewiesen, die Bürger zu unterstützen und die beiden anderen herzoglichen Delegirten, Manteuffel und Medem, haben sich offen für die Bürger erklärt. Das habe der Herzog gethan ohne vorher H. etwas mitzutheilen. Er habe alle Welt vom herzoglichen Hofe entfernt und werde die Bemühungen H.'s, eine herzogliche Partei zu schaffen, sehr erschweren. Unter dessen thut der Herzog nichts als Jagen, in Gesellschaft von Kosaken, die ihm einen Besuch gemacht haben. Auf die Herzogin setzt H. wenig Hoffnung, sei vielmehr froh, daß sie erst Ende Januar zurückkehren wolle; eine Partei lasse sich ohne sie besser bilden, als mit ihr.

N., 3. Dez. Der König erkennt die schwierige Lage H.'s bei der unbeständigen Haltung des Herzogs und den Ueber-eilungen (*vivacités*) der Herzogin an.

75. B., 27. Nov. Der Einfluß des Königs habe in Warschau die Inkorporation Piltens abgewandt, wofür dieser Kreis sehr dankbar sei. Die Schwierigkeiten der Ausöhnung wachsen von Seiten des Hofes. Die Herzogin hat an H. geschrieben. Der Inhalt sei, es sei bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge „*dommage de s'accomoder*;“ daß, um die Augen des Landes über das Unheil zu öffnen, in welches einige Intriganten dasselbe gestürzt, man diese letzteren verderben und demaskiren müsse.

Ein souveräner Schiedspruch allein werde den Adel überzeugen; jetzt sich zu vergleichen würde auch die Zarin verletzen, deren Mediation man vor 9 bis 10 Monaten zurückgewiesen habe. Jetzt eben wäre die Lage für einen Vergleich günstig; man könnte viel erlangen, wenn die Herzogin sich entschloße, Opfer zu bringen. S. hat die Herzogin ernstlich gewarnt, den Weg des Vergleichs zu verlassen.

N., 8. Dez. Wenn der kurländische Hof fortfahre den zu den Plänen S.'s entgegengesetzten Weg zu gehen, so werde man ihn seinem Schicksal überlassen müssen; S. soll, um Verwickelungen zu vermeiden, sich nicht zu sehr vorwagen.

76. B., 1. Dez. Soltyskow, ein mittelmäßig begabter Mann, verdanke seine Erfolge nur seiner Geschwindigkeit. Ohne wirkliche Einsicht, ohne Grundfäße und Energie, sei sein einziges Verdienst, wie das auch bei Besborodko zutrefse, nie der Kaiserin widersprochen zu haben, sobald sie stark einer Sache zuneigte. — Der Dranische Plan findet im Lande allgemeinen Anklang. S. hat der Herzogin geschrieben, daß er seine Verbindungen im Sinne einer Annäherung nicht mehr zerreißen könne ohne den König zu kompromittiren.

N., 11. Dez. Der Marschall Graf Rumänzow wolle das Kriegsdepartement übernehmen, um die großen Unordnungen wieder zu tilgen, welche unter Potemkin eingerissen seien. — Wenn die Kaiserin den Dranischen Plan vereiteln wolle, werde sie immer einen Vorwand darin finden die Kinder des Prinzen Karl zu beschützen.

77. B., 4. Dez. S. hat dem Herzog in Würzau das ostenfible Reskript über die Ausöhnung vorgelesen. Eine lange Unterredung folgte, in der sich der Herzog ganz mit der Meinung des Königs einverstanden erklärte; er schimpfte auf den Adel, der ihm Unrecht thue. Nach vieler Mühe S.'s ward ihm gestattet, die Verhandlungen über den Ausgleich fortzusetzen. Der Herzog verspricht an die Herzogin zu schreiben, daß ein Vergleich im Sinne S.'s einem Schiedspruch des Souveräns vorzuziehen sei. Was den Dranischen Plan betrifft, meint S., so fenne er genug den Grafen Cobenzl, um zu wissen, daß sobald nur ein Schatten von Mißbilligung seitens der Kaiserin auftauchen werde, er sofort

an den kaiserlichen Hof in abmahndem Sinne schreiben werde. Auffallend sei, daß die Kaiserin, seit über 6 Wochen in Kenntniß des Planes, bisher noch keine Ordre an ihren Minister in Mitau erlassen habe. Rückmann hat dem Herzog mitgetheilt, daß Bischofswerder mit geheimer Mission vom Könige nach Petersburg gehe.

78. B., 8. Dez. Von Soltkyfow meint H., er sei nicht ohne Geist, habe die Routine des Hofmannes, insinuire sich stets durch Schmeichelei gegenüber dem Geschmack der Kaiserin. Er habe den Herrn Zermolow der Kaiserin gegeben, und durch ihn und seine Vermittelung sei auch Subow in Gunst gekommen. Er habe mehrfach gegen Potemkin intrigürt, den er haßte und verachtete. Im Jahre 1786, als Potemkin seinem Sturze so nahe wie nie war, haben Soltkyfow und die Gegner durch Zermolow auf die Kaiserin gewirkt, welcher ihr über den elenden Stand des Heeres Vorstellungen machte. Soltkyfow, befragt in dem Sinne, als ob die Kaiserin die Wahrheit nicht hören wolle, suchte Zermolow zu entschuldigen, der dadurch in Ungnade fiel. Auf diese Anekdote hauptsächlich stütze er, H., sein Urtheil über Soltkyfow. Mit mehr Charakter hätte er damals Potemkin wohl gestürzt, die Reise nach Cherson und den Krieg gegen die Türken verhindert. Er sei Obergouverneur der jungen Großfürsten, Chef des Kriegsraaths, Glied des Raths der Kaiserin, und könne wohl noch weiter steigen. Aber schwerlich werde er großen Einfluß auf das System der russischen Politik haben. Er liebe das Geld. Subow sei schon früher von der Kaiserin bei Gelegenheit in die Politik hineingezogen worden; jetzt, da Besborodko abwesend, möge er wohl mehr gebraucht werden, wenn auch nur wegen des geringen Gefallens, den die Kaiserin an Markow finde. — Der Streit über die Pachten der Lehngüter bestehe darin, daß der Adel verlange, es sollen keine Dekonomien mehr gebildet werden, die Pachten statt auf 3 auf 6 Jahre vergeben, die Pachtsummen fixirt, nicht durch Meistbot gesteigert werden. Der Adel habe formell unrecht; aber er sei im Durchschnitt arm, habe keine Gelegenheit der Versorgung durch Dienst wegen der geringen Anzahl der Stellen; der alte Adel sei wüthend, daß ein Viron im Ueberfluß lebe, während er darbe oder doch sich einschränken

müsse. Diese Sache sei die Quelle aller Animosität gegen den Herzog, daher bemühe er, H., sich weiter, einen Vergleich herbeizuführen. Er wolle folgende Vorschläge machen: 1. Der Herzog nimmt in Verwaltung nur die Lehngüter an der großen Straße nach Memel und Libau, und zwar wegen der Post. 2. Er läßt die Pachtgüter einzeln, nicht verschmolzen, bestehen. 3. Die Pachtzeit bleibt 3 Jahre, aber die Pachtsumme wird fixirt und der Herzog verspricht, nach Ablauf der 3 Jahre für weitere 6 bis 9 Jahre zu demselben Satz die Pachtgüter an Leute, die sich als ihm wohlgefinnt erweisen, zu vergeben (aus diesem Grunde, um sich willige Leute durch die kurzen Pachten zu erhalten, ist der Herzog gegen lange Termine); die Lizitationen werden abgeschafft. — Wenn dieses durchgesetzt werden könnte, vermöchte man eine starke Partei für den König zu bilden.

N., 18. Dez. Dementirt die Mission Bischofswerder's. Es sei wahrscheinlich, daß wenn Ostermann stirbt, nicht Soltzkow, sondern Besborodko das Auswärtige erhalten werde. — H. werde sich in den kurlischen Angelegenheiten wohl zurückhalten müssen, da es unwahrscheinlich sei, daß der dortige Hof werde gelehriger werden. Denn obwohl der Plan der Konstitution in Warschau abgewiesen worden, lasse die Herzogin nicht ab, die gewaltsamen Wege zu verfolgen, welche die Kluft zwischen Herzog und Adel erweitere.

79. B., 11. Dez. Die Sache des Kettlerischen Allod's macht H. Sorge. Die Herzogin wolle von keinem gütlichen Vergleich hören. Dieser Eigensinn störe unendlich die Verhandlung H.'s mit Howen, denn ohne die Zustimmung der Herzogin könne er nicht auf den Herzog rechnen. Die Kettlersche Erbschaft sei nicht die einzige Gefahr für das herzogliche Erbe. Durch die Unflugheit des Herzogs sei der Besitz von Würzau fraglich geworden. Dieses herrliche Gut mit einem Jahresertrage von gegen 25,000 Dukaten, vom Lehn zu Gunsten Ernst Johann's abgeschlossen ehe derselbe Herzog wurde, sei durch August III. allodifizirt worden; dennoch habe Ernst Johann immer Würzau in die Kategorie der Lehngüter gestellt. Durch die List Howen's habe der Herzog sich überreden lassen, eine nochmalige Allodifikation beim Könige von Polen nachzusuchen. Kaum war sie erfolgt, so erlangten Howen und der

Schwiegerjohn von Stackelberg *) durch Rußland die Allodifizirung zweier von ihnen in Pfisterlehn besessenen Güter. Ebenso wurden Grendsen und Trmlau zu Gunsten des gesetzlich alten, aber thatsächlich bisher nur in der Phantasie existirenden sogenannten Landesfastens allodifizirt. Der Herzog widersezte sich und es entstand ein Streit. Während der Abwesenheit des Herzogs vermochte Howen die Regentschaft, Würzau für 200,000 Thaler für das Lehn zurückzukaufen. Der Herzog verglich sich nun mit dem Schwiegerjohnne von Stackelberg durch eine Lebensrente von 500 Dukaten. Aber das Land fordert die Uebergabe von Grendsen und Trmlau, und Würzau bleibt daher ebenfalls unsicher. — Die Herzogin hat H. mitgetheilt, daß sie Antwort von der Kaiserin habe in der Successionsfrage. Nach der scharfen Art, mit der J. K. M. sich bei mehr als einer Gelegenheit über den jüngeren Zweig Biron geäußert hat, könne er, H., sich schwer davon überzeugen, daß diese Fürstin ernsthaft für die Söhne des Prinzen Karl eingenommen sei. Er halte das eher für einen bloßen Vorwand . . . , es sei denn, daß die Prinzessin Karl plötzlich für sie interessant geworden wäre in ihrer Eigenschaft als Schwester des Fürsten Poninski. Der Herzog wisse nichts von der Korrespondenz seiner Gemahlin mit der Kaiserin.

N., 22. Dez. Der Dranien-Plan steht schlecht. Cobenzl schweigt darüber gegen Goltz; die Herzogin hat Nachrichten, wonach wenig Hoffnung auf guten Ausgang bleibt. Sie werde entweder den Plan zu gelegener Zeit wieder aufnehmen, oder die Tochter mit anständiger Mitgift verheirathen. Auch solle die Herzogin in weit wichtigerer Sache nach Petersburg reisen und werde dort die unliebame Sache nicht berühren, da der Herr Bulgakow der Frau von der Necke zu verstehen gegeben habe, daß die Kaiserin, weit entfernt die Wahl des jungen Prinzen von Dranien zu billigen, die wirksamsten Mittel anwenden werde, um sie zu verhindern. „Unter diesen Umständen wäre es vollkommen nutzlos, gegen den Strom zu schwimmen und sich Abweisungen zuzuziehen, welche allen Betheiligten schaden würden. Ich habe daher meine Minister in Petersburg und Wien angewiesen, jeden weiteren

*) Schopping.

Schritt anzuhalten, und Sie werden Ihrerseits fühlen, daß Ihnen nichts übrig bleibt, als dasselbe zu thun, ohne jedoch den Herzog die wahren Motive, welche Sie zu handeln hindern, wissen zu lassen, da dieser Fürst, wie Sie sagen, in Unkenntniß über die Beziehungen seiner Gemahlin zu dem russischen Hofe ist.“

80. B., 15. Dez. Ueber die Abscheidung der Kettlerschen Allodien vom Lehn sind keine Karten oder Kataster vorhanden. S. glaubt fürchten zu müssen, daß alle Bemühungen für ein Compromiß erfolglos sein werden; die Herzogin verlange immer eine richterliche Entscheidung, und der Herzog wende sich wieder dieser Ansicht zu.

81. B., 22. Dez. Die Herzogin hat auf S.'s Brief wegen des Vergleichs und Howens geantwortet. Sie läßt sich leiten durch ihre juristischen Rathgeber und ihre „ressentiments“. Wie es scheine habe der Herzog der Herzogin gerade das Gegentheil von dem geschrieben, was er zu schreiben versprochen habe, d. h. gegen die Komposition. S. zieht sich seit 3 Wochen leise von der Sache zurück, verhandelt nur noch mit Howen, dessen Pacht im nächsten Jahre erlischt und der dadurch in Geldnoth gerathen werde.

R., 1. Jan. 1792. Bei den Verhandlungen mit A. Chartoryski in Dresden mache man den Versuch, den Plan der Wiederherstellung Herzog Karls wieder zu beleben. S.'s Rolle werde dadurch, sowie durch den mangelnden guten Willen des kurlischen Hofes immer passiver, und er solle seine Aufmerksamkeit nur mehr Rußland zuwenden.

82. B., 25. Dez. S. glaubt nicht, daß Rumänzew Chef des Kriegskollegiums werden wird, denn er sei ein Mann, der für die Zarin zu „tranchant, capricieux, caustique“ sei. Rumänzew habe durch diese Stelle nichts zu gewinnen. Seine Habsucht könne er eher auf seinen großen Gütern befriedigen. Der türkische Krieg habe Millionen in seine Tasche gebracht, indem er seit Jahren alles Getreide der Ukraine billig aufgekauft und theuer an die russische Armee verkauft hat. Wahrscheinlich werde Mik. Soltzkow das Kollegium behalten. Besborodko leite nicht eigentlich selbst die äußere Politik, sondern erhalte die Anweisungen von der Kaiserin, die in ihm ihren Zögling sieht

und vor Oftermann bevorzugt. Besborodko werde auch lieber den Einfluß behalten, den er als Hofmeister und Kabinetsekretär hat, als Vizekanzler werden. Besborodko sei „insouciant, mou, timide vis-à-vis de l'Imperatrice“, besonders aber habfüchtig. — Die Dranienfache sei sehr benachtheiligt worden durch den Brief, den Mopäus*) auf Wunsch der Herzogin an den russischen Hof gerichtet habe, ehe die Dinge vorbereitet waren. Mopäus sei übrigens ein redlicher Mann aber ohne Talent.

1792.

1. B., 1. Januar. Die Herzogin hat aus Warschau ihren Vertrauten Medem nach Mitau gesandt, um S. zu überzeugen, daß man die Idee einer Versöhnung aufgeben müsse. Die Nachrichten aus Warschau seien nicht so gut als es Anfangs schien. Das Projekt der Konstitution sei nicht völlig verworfen worden. Man plane in Warschau, eine Kommission zur Untersuchung der angeblichen Deterioration des Lehns nach Kurland zu senden, sowie in Mitau eine „préture romaine“ zu errichten. — Die Zarin zeichne Nepnin aus, aber wahrscheinlich werde er nicht die Kriegskanzlei bekommen.

R., 11. Jan. Lucchesini hat Auftrag erhalten, gegen jene beiden Pläne in Warschau fest aufzutreten.

2. B., 5. Jan. Rückmann erzählt, die Prinzessin von Dranien habe sich an die Kaiserin um Begünstigung der Heirath des Prinzen Friedrich gewandt. Von Frau von der Necke erhält S. zwei Mal wöchentlich Briefe.

R., 15. Jan. Die Nachricht von dem Schritt der Prinzessin von Dranien sei falsch. Die Sache sei überhaupt bei Seite gelegt und werde nicht sobald wieder aufgenommen werden. S. werde nur noch einfacher Beobachter sein können, da die Haltung des Herzogs und der Herzogin seine Thätigkeit unmöglich machen. Rußland soll den Hafen von Reval und die finnländische Grenze besfestigen wollen, was Mißtrauen gegen Schweden bezeuge.

*) Russischer Gesandter in Berlin.

3. B., 12. Jan. Man spricht von einer Heirath des Kronprinzen von Schweden mit der Großfürstin Alexandrine.

4. B., 19. Jan. Rußland werde seine alte Stellung gewiß wieder zu gewinnen versuchen, sobald es die Arme frei habe.

R., 24. Jan. Es schein eine Wandlung in der Haltung Rußlands zu Preußen vor sich zu gehen, da der russische Gesandte voll Rücksichten für den König sei und sich ihm zu nähern suche.

5. B., 26. Jan. Der russisch-türkische Frieden sei abgeschlossen. Graf Medem, Adjutant des Königs von Preußen, ist aus Warschau in Würzau angekommen. Die Herzogin hat in Petersburg sondiren lassen, wie eine Reise dorthin würde aufgenommen werden, welche sie im kommenden Sommer zu unternehmen gedenkt. Heyking hat eine Broschüre anonym erscheinen lassen, die auf Kassation der kurländischen Kommission zur Trennung des Allod's vom Lehn ausgeht. — Frau von Benkendorff ist in Ungnade gefallen, hat sich nach Dorpat begeben und will von da mit ihrer Familie nach Deutschland gehen. Dadurch werde vielleicht die Harmonie zwischen den großfürstlichen Herrschaften wieder hergestellt werden und der antipreußische Einfluß dieser Frau auf die Großfürstin höre auf.

R., 5. Februar. Die Gesundheit der Zarin soll angegriffen sein. Lucchesini weiß nichts von der „Kommission“ noch der „préture“ für Kurland.

6. B., 29. Jan. Rußland will anscheinend die Masse der polnischen Nation stügen, welche die Konstitution nicht billige. Der Herzog hat H. die gesammte Korrespondenz der Herzogin mit ihm, mit Rußland und mit der Prinzessin Dranien zur Einsicht übersandt. Der Herzog denke daran, der Prinzessin Wilhelmine Sagan zu verschreiben für den Fall, daß ihr Gemahl nicht Herzog wird; andernfalls bekommt sie Wartenberg und 200,000 Dukaten baar.

R., 8. Febr. Der Plan Dranien sei hoffnungslos, wenn auch der Herzog ihn noch verfolge.

7. B., 5. Febr. Das Zirkular des Herzogs wegen des Konstitutions-Entwurfs der ritterchaftlichen Delegirten in Warschau ist vergeblich gewesen. Der Herzog hat durch den jüngsten Grafen Medem sehr gute Nachrichten aus Warschau, werde vielleicht

enttäuscht und gegen die Herzogin eingenommen werden, besonders wenn er ihre Schulden wird bezahlen müssen. Aus Warschau werde nächstens ein Pole, Minski,*) ankommen, mit dem Vorschlage einer Heirath zwischen Josef Poniatowski und der zweiten Prinzessin von Kurland. Der Hof sei ganz dagegen, werde aber nicht abweisen können, sondern einen Ausweg suchen müssen.

8. B., 12. Febr. Karl Biron sucht einen Vergleich einzuleiten. In Livland glaubt man, Rußland werde bald thätig in die polnischen Dinge eingreifen. Manche meinen, daß die Kaiserin in den französischen Angelegenheiten blos demonstriren werde, daß sie die Nachbarmächte verwickeln und dann als Schiedsrichterin Europa's auftreten wolle.

R., 22. Febr. S. soll auf Rußland achten. „Les projets de cette puissance sur la Pologne sont toujours également énigmatiques. quoiqu'il y ait assez de données pour lui en supposer de très sérieux et de très vastes“.

9. B., 19. Febr. Der Herzog hofft, zu günstigerer Zeit den Dranischen Plan wieder aufnehmen zu können. Ueber die Gesundheit der Kaiserin berichtet S.: Schon vor seiner Abreise aus Petersburg habe S. gehört, daß die Zarin immer mehr belästigt werde „de cette descente de matrice, qui lui est restée de ses couches avec son fils naturel Bobrinski.“ Man gebe die davon rührenden Schmerzen für Kolik aus. Generalgouverneur Brown in Riga habe wegen „des absences d'esprit“ seinen Abschied nehmen müssen.

R., 1. März. Die Zarin hat Karl Biron bewogen, seinen Ansprüchen auf Kurland zu Gunsten seines ältesten Sohnes zu entsagen, der in Petersburg werde erzogen werden. Es sei zweifellos, daß die Kaiserin damit dem Dranischen Projekt ein unüberwindliches Hinderniß habe entgegenstellen wollen; man müsse daher „se rabattre sur le mariage projeté“; der Herzog müsse die Sache so schnell als möglich durch direkte Verhandlung mit der Prinzessin Dranien zu Stande bringen.

10. B., 23. Febr. Der Herzog hat S. erzählt, er habe den Brief, den er vor Wochen an die Prinzessin von Dranien

*) Soll wohl Chominski heißen; vergl. Bericht 11, 1792.

geschrieben, noch nicht abgeschickt, da seine Vermögensverhältnisse unsicher seien und er daher nicht sagen könne, wieviel er seinen Kindern hinterlassen werde. Er werde nun die Absendung sofort besorgen. — Die Modifikation von Würzau werde jetzt angegriffen, und seine Erträge betragen mehr als die von allen den schlesischen Besitzungen zusammengenommen. Der Herzog fürchtet die polnische Kommission in der Frage der Lehngüter nicht, er werde sie eher bestechen können als seine Gegner. H. hat ihm diesen frivolsten Standpunkt etwas klar gemacht. Die Herzogin und Lucchesini in Warschau stehen kalt zu einander, weil alle Parteigänger Preußens dort gegen den Herzog sind und die Herzogin glaubt, daß Lucchesini nicht den nöthigen Eifer für ihre Sache habe.

11. B., 1. März. Die Ankunft Chominski's*) sei verschoben. Nach einer unverbürgten Anekdote behandle die Kaiserin den Großfürsten mit mehr Vertrauen, höre sogar manchmal auf seinen Rath. Der Großfürst habe seit Potemkin's Tode eine festere Haltung angenommen.

N., 18. März. Die Kaiserin beschäftige sich stark mit den polnischen Dingen. Der Brief des Herzogs an die Prinzessin Dranien sei angekommen; der Fürst Statthalter sei mit der Mitgift zufrieden, es handle sich nur noch darum, den Prinzen Friedrich geneigt zu machen, was nicht schwer fallen werde. Im Haag sei man der Meinung, daß die Prinzessin außer der Mitgift noch einmal an dem Allodialerbe theilnehmen werde, daß überhaupt ihr Erbtheil erheblich wachsen werde, da der Herzog seine Sparsamkeit soweit treibe, jährlich 50,000 Dukaten für jede Tochter zurückzuliegen, was vielleicht übertrieben sei.

13. B., 11. März. Die Wohlgesinnten seien in Furcht wegen der Absicht Rußlands, den Sohn Karl Viron's zum Nachfolger zu machen. In Warschau erklären die ritterschaftlichen Delegirten, daß wenn der Herzog den Prozeß gewinne, die Stände sich unter russische Protektion stellen würden. Der Herzog hat erklären lassen, daß wenn die von der Ritterschaft proponirte Verfassung angenommen werde, er die Garantiemächte anrufen werde. An alle russischen Häfen sei der Befehl gelangt,

*) Siehe Bericht 7, 1792.

Schiffe auszurüsten für eine Eskadre, die Truppen nach Ostende bringen solle.

14. B., 15. März. Die Prinzessin Apollonia Biron hat die Kaiserin gebeten, sie besuchen zu dürfen; diese hat abgeschlagen, sich aber erboten, den ältesten Sohn unter ihrer Aufsicht erziehen zu lassen. Die Polen hat dieses Auftreten Karl Biron's aufgebracht und dem Herzog genähert. Der Wojewode Chominski ist seit 3 Tagen angekommen und vom Herzog gut empfangen worden. Baron Brinden ist vorgestern zur Beglückwünschung wegen des hier soeben notifizirten Friedens von Jassy nach Petersburg abgereist. Rückmann hat gegen Brinden bemerkt, Rußland habe es übel empfunden, daß Wilten sich in irgend einer Sache an andere Höfe als den russischen, namentlich an Preußen, wende.

R., 25. März. Eine bessere Harmonie bahne sich mit Rußland an. Das Gerücht von einem Plan, zu Gunsten des französischen Prinzen 30,000 Mann zu schicken, sei übertrieben, aber nicht unwahr.

R., 30. März. Friedrich von Dranien hat seine Zustimmung zu dem Plane gegeben und will im Sommer nach Kurland reisen.

15. B., 18. März. Es hat sich herausgestellt, daß Chominski zwar von gewissen Plänen des Königs von Polen auf die Prinzessin Pauline dem Herzog gegenüber gesprochen, aber keine Heirath mit Josef Poniatowski vorzuschlagen hatte, sondern beauftragt war, beim Herzog eine Anleihe zu machen. In einem Brief, den der Herzog aus Petersburg erhalten habe, heißt es, Subow werde Glied im Auswärtigen Kollegium werden, sein Nachfolger als Günstling werde sein lebenswürdigerer Bruder Valerian werden. Im Preobraschenski'schen Regiment allein sind über 3000 junge Leute als Unteroffiziere verzeichnet, die dann als Offiziere in die Armee gehen und dort alle Beförderungen bis zum Kapitän hinauf hindern. Ein Ukas soll das künftig beseitigen.

16. B., 22. März. Die Kaiserin weist die Absicht der kurischen Ritterschaft ab, auch ihrerseits sie durch einen besonderen Delegirten zum Frieden zu beglückwünschen. Die russischen Bankbillets stehen 10 Stück oder „Souverains“ = 5 Thl. Alb.

R., 1. April. S. soll auf Rußland achten mit Rücksicht auf Schweden, wo in Folge des Mordes (des Königs) Wichtiges bevorstehe.

17. B., 29. März. Man spricht von einer bevorstehenden Allianz zwischen Preußen und Rußland und wolle damit die Polen schrecken. Ein Fürst Tschetwertynski, Nzewucki und Branicki sind nach Petersburg durchgereist, letzterer wegen der Potemkin'schen Erbschaft.

R., 8. April. Eine Allianz bestehe nicht, wohl aber gute Harmonie.

18. B., 1. April. Man meine, daß die Kaiserin keineswegs gleichgiltig sei gegen die nach dem 3. Mai in Polen eingetretenen Zustände; daß wenn sie ihre Meinung noch zurückhalte, sie die Gewohnheit habe, ihre Absichten nicht eher kund zu thun, als bis eine Aussicht auf Erfolg vorliege; daß sie, um für Polen freie Hand zu haben, es sehr gern sehen würde, wenn die deutschen Mächte mit Frankreich beschäftigt würden, und daß sie hieran arbeite. Um die Polen zu entmuthigen und von Preußen abzulenken, komme sie diesem Reich entgegen, während die Emissäre Gerüchte über eine neue Theilung verbreiten, die stattfinden könne, wenn die Polen sich nicht unter den Schutz von Rußland begeben; letzteres bedürfe keiner Vergrößerung, wie es der Hauptwunsch gewisser anderer Höfe sei.

Als die Herzogin von der versprochenen Mitgift der Prinzessin Wilhelmine erfuhr, habe sie gefürchtet, daß der Herzog durch seine Vorliebe für die älteste Tochter sich hinreißen lasse, sie auf Kosten der anderen zu bevorzugen. Der Herzog sei gewiß sehr reich und seine vorherrschende Passion sei zu thesauriren. Aber da er in seiner Dekonomie mehr geizig als weise sei, nicht zu rechter Zeit auszugeben wisse, in der Hand vieler und theurer Leute sei, so könne er nicht 150,000 Dukaten zurücklegen.

Die Kaiserin habe im Haag heimlich dahin wirken lassen, daß der schwankende Fürst bei den Ehestipulationen Schwierigkeiten mache und der Herzog dadurch abgeschreckt werde. Man dürfe daher, wolle man die Heirath fördern, keine neuen Schwierigkeiten bereiten, sondern müsse den Vertrag rasch abschließen. Die

Theilung des Allods nach dem Tode des Herzogs verstehe sich ja von selbst.

N., 13. April. Man kenne wohl die Mißstimmung der Kaiserin gegen die durch die Revolution in Polen geschaffenen Zustände, „mais c'est aller trop loin, que de lui attribuer le dessein, de subjuguier exclusivement ce Royaume par son influence politique et par des machinations insidieuses contre la Prusse. J'ai des données pour mieux augurer dans ce moment-ci du cabinet de Petersbourg“. Da die Dranische Heirath nun von der Frage des Lehns getrennt worden sei, so könne sie die Kaiserin wenig interessiren.

19. B., 5. April. Wenn Gustav III. in Folge des Attentates sterbe, so könne das für den russischen Einfluß günstige Folgen haben. Die Kaiserin habe sich seit dem Attentat nicht mehr öffentlich gezeigt, so sehr sei sie erschüttert worden.

20. B., 12. April. Die Verbindung mit Würzau ist unterbrochen, die Wege stehen unter Wasser. Die Kaiserin hat sich geweigert, Baron Brincken als Abgesandten des Herzogs zu empfangen, was ein deutliches Zeichen ihrer Verstimmung über die Dranische Heirath sei. Den Herzog werde das mit doppelter Angestlichkeit bei Verfolgung des Planes in seinem Kleinmuth erfüllen.

21. B., 19. April. Der Herzog will folgende Nachrichten erhalten haben: Rückmann sei angewiesen worden, falls der Prinz von Dranien im Sommer nach Kurland kommen sollte, bei Zeiten die Gemüther vorzubereiten, damit auf dem nächsten Landtage im August das Verlangen einer definitiven Regelung der Sukzession gestellt werde. Der Gouverneur in Riga habe Anweisung auf 60,000 Thl. Alb. erhalten, um die Glieder des Landtages zu bestechen, und General Pahlen soll ihn unterstützen. Der Herzog überlasse es dem Könige, demnach zu entscheiden, ob es besser wäre, die Reise des Prinzen bis nach dem Landtage aufzuschieben. Der Herzog sei etwas empfindlich über einige Stellen in dem Briefe der Prinzessin von Dranien, welche Geldsachen betreffen. Brincken sei in allgemeiner Audienz wie Gesandte einer Macht dritten Ranges empfangen worden, übrigens ganz höflich. Der Herzog ist sehr für Betreibung des Heirathsvertrages.

R., 29. April. Der König hat im Haag gerathen, die Reise des Prinzen zu verschieben. Dort sei die Angelegenheit sonst ziemlich im Reinen; man arbeite am Kontrakt. Brincken habe eine Unterredung mit Ostermann gehabt.

22. B., 22. April. Die Kaiserin hat an die Herzogin geschrieben, ob es nicht besser wäre, die Prinzessin Wilhelmine an den Sohn des Prinzen Karl Viron zu vermählen. Die Herzogin hat geantwortet, eine solche Ehe werde der Herzog niemals zugeben, worauf die Korrespondenz von Petersburg aus völlig abgebrochen worden ist. Auch ist die Anfrage der Herzogin wegen einer Reise dorthin unbeantwortet geblieben. Von Petersburg aus wird im Haag weiter gegen den Heirathsplan agitirt.

23. B., 26. April. In Warschau erzählt man, im nächsten Monat würden sich 80,000 Mann Russen an der Grenze sammeln.

R., 4. Mai. Die Kaiserin sei entschieden gegen die Konstitution vom 3. Mai und wolle sie vernichten.

24. B., 29. April. Die Truppen aus Riga marschiren nach Polozk; es heißt, sie würden von da über die Düna nach Polen einrücken. Die Polen in Petersburg hätten zu gewissen Zwecken von der Kaiserin große Summen erhalten. Die letztere soll an eine Ehe des jungen Prinzen Viron mit einer Großfürstin denken. Diese Nachrichten seien nicht sicher.

25. B., 6. Mai. Aus Petersburg kommen kriegerische Nachrichten gegen Polen; ein Manifest gegen die Konstitution vom 3. Mai sei schon fertig. Man habe in Petersburg Kunde, daß der Jakobinerklub in Paris einen Menehelmörder ausgesandt habe, um die Kaiserin zu ermorden, weshalb entsprechende Weisungen zur Bewachung der Grenze ergangen seien. In einer großen Berathung habe man beschloffen, alle Franzosen, deren es etwa 20,000 in Rußland gebe, bei Todesstrafe auszuweisen, mit Ausnahme derer, die schon 15 Jahre lang im Lande sind.

26. B., 10. Mai. Brincken ist aus Petersburg heimgekehrt. Er berichtete, die Kaiserin sei bei sehr guter Gesundheit. „Toujours avide encore de ces plaisirs, qui dans tout le cours de sa vie ont eu de l'attrait pour elle“ — mache sich doch das Alter geltend; daher Launen, Nervosität, Zähzorn, Unvorsichtigkeit

im Bewahren ihrer Gedanken. Neufferst eigenwillig, dulde sie keinen Widerspruch. Die Kälte zwischen ihr und dem Großfürsten wächst; diesen ärgert es, daß sein ältester Sohn ins Vertrauen gezogen und möglichst in die Geschäfte eingeweiht werde. In den Ministerien herrsche immer noch das Prinzip, Mittelmäßigkeiten zu haben und zu halten. So werde Nikolaus Soltjow Chef des Kriegskollegiums werden, Ostermann und Besborodko werden ihre Aemter behalten, obgleich Subow das Mögliche gethan habe, um letzteren zu stürzen während dessen Abwesenheit zum Kongreß. Es scheint, daß Subow die Kaiserin zu Gunsten der insurgirten Polen gestimmt habe. Indessen sei wahrscheinlicher, daß Subow nur nach den Instruktionen der Kaiserin selbst in dieser Sache gehandelt habe und diese einen festen und alten Plan verfolge.

(Fortsetzung folgt.)





Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

(Schluß.)

Heidelberg, den 14. Mai 1816 n. St.

Aus Würzburg solltet Ihr, geliebte Aeltern, wie ich Euch aus Dresden schrieb, wieder ein Briefchen von mir erhalten. Doch es ändern sich die Zeiten und auch unser Wille ändert sich bisweilen in ihnen; wenigstens ist es mir so gegangen, denn diesen Brief an Euch datire ich nicht aus Würzburg, sondern schon aus Heidelberg. — Das schöne Dresden, in dem ich mit Landsleuten und Freunden mir unvergeßliche 14 Tage verlebt hatte, verließ ich am 4. Mai n. St., nachdem ich zuvor noch drei unbeschreiblich glückliche Tage mit meiner himmlischen Elisa und meinem vorzüglichen Tiedge verlebt hatte. — Grade an dem Tage, an welchem die gute Elisa mit ihrem frommen Begleiter erwartet wurden, war ich mit dem guten herrlichen Onkel Krüdener und seiner lieben Minna (ich kann es Euch nicht beschreiben, was das für überaus gute Leute sind) in den höchst reizenden Plauenischen Grund, etwa 2 Meilen von Dresden, gefahren. Erst Abends um 7 Uhr langten wir von dieser Lustpartie wieder in Dresden an und ich gestehe Euch, daß ich mich schon lange aus den reizenden, belebten Umgebungen der füllevollsten Natur wieder in die todten Mauern der Stadt gesehnt hatte, denn meine gute Elisa ahndete

ich in denselben. Ungeduldig sprang ich aus des Onkels Wagen, noch ehe er gehalten hatte, und eilte, ich weiß selbst nicht wie schnell, in das Hotel de St. Petersbourg, wo Elisa absteigen wollte. Doch, als ich hinkam, war meine Eile vergebens gewesen; denn noch war sie nicht angekommen. Ohne mich zu besinnen, machte ich mich auf den Weg, lief ihr entgegen und traf sie schon nach einigen Minuten auf der Dresdener Brücke. Die Freude, die Tiedge und sie durch meine unerwartete Erscheinung gefühlt haben müssen und die sie mir auf eine einfache, aber herzerhebende Art zu erkennen gaben, kann ich Euch nicht beschreiben, ebenso wenig wie die Gefühle, die mein Inneres tief durchglühten. [Es folgt eine kleine Abschweifung, dann heißt es weiter:] Doch meine alte 60-jährige Elisa will ich nicht auf der Dresdener Brücke in Ruhe lassen, sondern Euch sagen, daß ich bis zu ihrem Quartier neben ihrem Wagen hergelaufen bin und dabei ihre Hand, die sie mir aus dem Wagen gereicht hatte, garnicht losließ, sondern sie voll herzlicher Freude unaufhörlich küßte. Dieser Zug, der durch die Hauptstraßen Dresdens ging, machte so großes Aufsehen, daß die Leute stehen blieben und uns ganz verwundert nachsahen. Das machte mich aber nicht irre, sondern ich schritt vielmehr fröhlich weiter, riß meine treffliche Elisa bei ihrer Wohnung fast aus dem Wagen, führte sie die Treppe herauf und ließ mich dann von ihr, mit Freudenthränen, küssen und Herzen; darauf begab ich mich in Tiedges Arme und hörte mit Rührung von ihm die Worte, die er mit Flammen zeichnete: „Ich würde Ihnen gern viel Herzliches sagen, wäre das Herz mir nicht zu voll von dem, was ich für Sie fühle.“ So ungefähr denkt Euch unser erstes Wiedersehen. Weiter kann und mag ich Euch von demselben nichts sagen; außer nur noch das Eine, daß ich später weit die Zeit überschritt, um welche Elisa gewöhnlich zu Bette zu gehen pflegt. Viele interessante und herzliche Gespräche wurden in der durch unaufhörliche Besuche unterbrochenen Zeit von $\frac{1}{2}$ 8 Uhr bis gegen 12 gewechselt und nicht wenig suchten mich die Necke, Tiedge, Elisas jetzige Pflgetochter Minna Mitterbacher aus Karlsbad und ihre vormalige Bianka Low (eine Tochter des berühmten Meißner, die mich auf Elisas allerhöchsten Befehl Bruder und ich sie Schwester nennen muß) zu überreden, nach

Töplitz mitzureisen. Ich sollte freie Reise bis dahin und freien Aufenthalt daselbst haben, wenn ich mich nur entschließen wollte hinzukommen. Wirklich war ich durch dieses Anerbieten, welches mir ein neuer sehr erfreulicher Beweis der Liebe dieser trefflichen Menschen zu mir war, in meinem Reiseplan irre gemacht; — zu meinem Glück hat ich mir aber Bedenkzeit bis zum anderen Tage aus und weigerte mich an demselben, den freundlichen Vorschlag anzunehmen, weil ich überlegt hatte, daß es für mich Pflicht sei, durchaus die Zeit wahrzunehmen, in welcher ich mich wissenschaftlich, und namentlich als Jurist ausbilden kann. Für diesen Entschluß bekam ich nun freilich ein wenig Schelt; allein ich tröstete mich damit, daß ich das Sprichwort: „Der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach“ dieses Mal gerade umkehren konnte. — Freilich kann ich es nicht leugnen, daß ich gerne mit der guten Frau v. Low gereist wäre; denn in deren Wagen war für mich ein Platz bestimmt; weil mir dieses gebildete Weib außerordentlich interessant ist, theils weil sie in ihrer Moralität die größte Ähnlichkeit von unseren Livländischen, überhaupt nordischen Frauen hat, theils auch, weil wir ihr Tiedges Alexis und Ida, und Robert und Kenneth zu danken haben. Die Lieder, aus denen diese beiden Romane bestehen, hat Tiedge ihr und ihrer schönen Stimme zu Gefallen auf bekannte Melodien gedichtet und sie erst später als ein Ganzes zusammengestellt. — Doch das gute Prinzip behielt nun einmal die Oberhand, — der Geist war stärker als das Fleisch und ich verließ am 4. Mai Dresden, nachdem ich noch an demselben Tage von dem guten Onkel, der mir ein sehr sinnreiches Andenken gab, und von der guten Elisa und dem geliebten Tiedge Abschied nahm. Bei der Recke entschuldigte ich mich, daß ich in meinen Reisekleidern zu ihr käme; und ich gestehe, daß es mir nicht leid thut diese kleine Artigkeit gehabt zu haben; denn dadurch wurde sie zum ersten Male veranlaßt, mich „mein Kind“ zu nennen und von der Zeit an hat denn auch die Benennung „Mama“, nach der ich sie gern zuweilen nannte, auf immer das Bürgerrecht erhalten. — „Ich sage es Ihnen noch einmal, es freut mich in Ihrer Person einen so braven jungen Mann kennen gelernt zu haben. Verlieren Sie nicht den Muth, sondern wirken Sie einst für unser Vaterland,

so wie ich es von Ihnen hoffe. Jetzt leben Sie wohl; behalten Sie im Andenken, worum ich Sie jetzt gebeten, und schreiben Sie bald an Ihre Elisa." Dieß waren die letzten Worte, die Mama (ich muß diesen Ausdruck hier gleich anbringen, damit Ihr hört, wie er klingt) zu mir sprach, und die mich zum Glück beschäftigten, bis ich am Abend in Freiburg ankam, — zum Glück, sage ich, weil ich schlechtes Wetter, einen schlechten Postwagen und einen überaus langweiligen Reisegefährten hatte. — Während hier die Pferde gewechselt wurden, besuchte ich den größten Mineralogen der Welt, den alten würdigen Werner, dem ich in Elisas Namen einen Sohn des berühmten Componisten Naumann, der die Bergwerkskunde studiren will, empfehlen sollte. — Interessant war es mir, in Freiberg, das im Sächsischen Erzgebirge liegt, Bemerkungen über die Vegetation anzustellen. Am Morgen reiste ich aus Dresden, wo alles schon grünte und blühte, und schon am Abend befand ich mich in einer Region, wo das Leben sich kaum erst in der Knospe regte und wo es schneite und hagelte, während unten ein milder Frühlingsregen das vegetabilische Leben bis zum höchsten erreichbaren Gipfel steuerte. — Von Freiburg kam ich zunächst nach Zwickau. Daß mein erster Gedanke an diesem Orte der war, unseres biederen Bergs Mutter und Geschwister, sowie auch seinen wackern Lehrer, den berühmten Philologen Johannes Aloys Martyni-Laguna aufzusuchen, könnt Ihr Euch, geliebte Aeltern, wohl denken. Zu meiner großen Freude ward mein Wunsch erfüllt, denn ich traf unseres geliebten Bergs alte würdige Mutter in ihrem kleinen, aber reinlichen und friedlichen Quartier gesund und wohl, nicht in so großer Armuth, die unser trefflicher Berg sich mit ihrem Leben verbunden denkt. Ich fand bei diesen redlichen Leuten vielmehr eine gewisse Art von Reichthum, die es eben nicht erlaubt üppig zu leben, wohl aber anständig und ohne Mangel zu leiden. — Von Laguna, der an Berg mit der herzlichsten Liebe denkt, wird unser geliebter Gottesmann nun wohl schon einen Brief erhalten haben, — wenigstens zeigte mir Laguna einen sehr langen, den er an ihn angefangen hat und den er recht bald abzuschicken versprach, als ich ihm erzählte wie sehr sich Berg nach Nachrichten von ihm sehnte: „Ja, ich werde und muß ihm schreiben, denn

schon liegen zwei Briefe von ihm unbeantwortet hier. — Ich verdanke ihm unendlich viel; denn nur er hat mich unterstützt, als ich in der schrecklichsten Armuth lebte und beinahe nur ihm habe ich mein Leben zu verdanken.“ Dieß war Lagunas Antwort. — Soll ich Euch, geliebte Aeltern, nun noch sagen, wie mir dieser Gelehrte erschienen ist und wie ich von ihm geschieden bin, so werden folgende wenige Worte hinreichen, um Euch mein jetziges Verhältniß zu ihm klar zu machen. Erschienen ist er mir als ein redlicher, wackerer Mann von dem ungeheuersten Geiste; denn jeder Gedanke war höchst bedeutungsvoll, war Blitz und Schlag; — sein Gefühl muß außerordentliche Tiefe haben; ich bin davon auf eine sehr erfreuliche Art überzeugt worden. Nur wenige meiner Aeußerungen zogen mir seine wahre Freundschaft zu; er selbst hat es mir gesagt und falsch ist Laguna nicht, was Ihr auch von Berg werdet erfahren können. Er drückte mir sogar einmal mit Innigkeit die Hand und sagte: „Von diesem Augenblicke an“ (ich hatte nämlich eben etwas geäußert, das ich dem Papiere nicht anvertrauen mag) „sind Sie mein wahrer Freund, im eigentichsten und nur wahren Sinne des Wortes. Wollen Sie in Heidelberg mein angenehmer (der Ausdruck fiel mir ein wenig auf) Correspondent seyn, so werden Sie mich dadurch ganz gewiß sehr erfreuen und ich verspreche Ihnen pünktlich zu antworten.“ — Bald darauf eilte ich wieder zur Post, weil die Zeit schon verstrichen war, die ich wegbleiben durfte. — Seht, meine Aeltern, so geht es mir in der Welt. Begegnete mir nicht auch so manche Widerwärtigkeit in meiner Wanderung durch das mangelvolle Pilgerthal des Lebens, so würde mich mein günstiges Geschick übermüthig machen.

Von Zwickau fuhr ich über Plauen nach Hof, die erste Stadt im Königreich Baiern, wo ich denn auch zu meiner größten Freude die scheußlichen Sächsischen Postwagen verließ und dagegen einen trefflichen Baierschen bestieg, neben dem in der Nacht ein Soldat von der Gensdarmmerie als Bedeckung reitet. Die Gegenden, durch die ich von jetzt an kam, glichen einem höchst romantischen, unaufhörlichen Garten, in dem alles duftete und blühte und in dem Städte und Dörfer in ungezählter Menge lagen. — Die größte Stadt, in die wir zunächst von Zwickau kamen, war Baireuth, wo ich einen

ganzen Tag, den 7. Mai, blieb. Unvergeßlich bleibt mir dieser Tag, denn er hat mir viel genommen, aber ich verdanke ihm auch unbeschreiblich viel. Genommen hat er mir eine Sehnsucht, die mein ganzes Innere durchglühte, aber ich verdanke ihm eine Bekanntschaft, um die mich gewiß ein großer Theil der gebildeten Welt beneidet. Ich will Euch den Mann, den ich kennen lernte, so gut es geht, beschreiben, und dann sucht, geliebte Aeltern, den Namen selbst zu errathen. — Zu ihm geführt wurde ich von einer seiner kleinen, allerliebsten Töchter. Unser Weg führte uns durch vier bis fünf Zimmer, die ein wenig öde ausfahen; in dem vorletzten befanden sich sogar eine Menge von Weinbouteillen; einige derselben waren eben ausgepackt, andere schon ausgeleert und noch andere gar zerschlagen. Aus diesem Zimmer führte mich meine kleine Begleiterin in eine enge Stube, in der um den Tisch 2 Bücherbretter standen, und rief gleich beim Eintritt in dieselbe: „Vater, ein Fremder.“ Gleich darauf trat der Vater hinter den Bücherbrettern hervor, gekleidet in einem, von gelblichem Voi gemachten Ueberrock, an dem der Zahn der Zeit unten viele Stücke weggenagt hatte; der Hals der langen, stattlichen Gestalt war entblößt, das röthlich-braune Haar zurückgestrichen, die Stirn hoch, stark gewölbt; unter derselben zwei große blaue geistvolle Augen, in denen man tiefes Gefühl und Klarheit des Verstandes in dem ersten Augenblicke gewahr wird; die Nase ist etwas eingebogen und stark; der Mund anmuthsvoll-schön gestaltet. Auf dem ganzen Gesichte ruhte, um es mit einem Worte zu sagen, die höchste Genialität und zugleich die höchste Gutmüthigkeit. Diese Gestalt nun nahte sich mir, mit ihrem schwankenden Gange, schnell, verbeugte sich gegen mich und empfing von mir den Brief, den ich von Wolke ihr abzugeben hatte. Gleich darauf entfernte sich der Mann von meiner Seite und ging schweigend in der Stube auf und nieder; ich nahm meinen Hut und wollte mich ihm empfehlen, als er zu mir trat und sagte: „Bleiben Sie doch noch“, und dieß, geliebte theure Aeltern und Geschwister, — dieß sind die ersten Worte, die ich in meinem ganzen Leben aus dem Munde des unbegreifbaren Jean Paul gehört habe. Ich blieb und nun ward das Gespräch sehr lebhaft, besonders drehte es sich um Wolke und Franz Horn; aber tausend höchst interessante

und merkwürdige Dinge kamen nebenbei vor, wie wir das schon von Jean Paul gewohnt sind. Einiges über unser Gespräch erhalten wir ausführlich detaillirt in meinen Reisebemerkungen; hier würde es zu vielen Raum einnehmen. Dann überschickte ich Euch auch das Handbriefchen, das er in mein Stammbuch eingeschrieben hat. — Unser Gespräch war so interessant, daß zwei ganze Stunden vergangen waren, als ich zum ersten Male nach meiner Uhr sah. Nun wollte ich fort und entschuldigte mich bei dem überaus liebenswürdigen Jean Paul, ihn so lange aufgehalten zu haben. Dieser Entschuldigung habe ich folgende für mich gewiß sehr genugthuende Worte zu verdanken. Hier lest sie buchstäblich so, wie er sie zu mir sprach: „Daß Sie lange Zeit hier gewesen sind, weiß ich nicht; — daß mir die Zeit aber sehr kurz vorgekommen ist, weiß ich. Ich muß es Ihnen geradezu sagen, daß unter den vielen Besuchen, die ich erhalte, lange keiner mir so bedeutend gewesen ist, als der Ihrige, und ich bitte Sie recht sehr (wobei er mir herzlich die Hand drückte), daß Sie, wenn Sie wieder nach Baireuth kommen, ganz bei mir wohnen, wenn ich Ihnen anders jetzt lieb geworden bin und gefallen habe.“ — Drauf ging ich hoch erfreut fort, von Richter noch durch einen krummen, schiefen Gang begleitet, in dem er mir noch folgende spaßhafte Worte sagte: „Sehen Sie einmal, ist der Eingang zu mir nicht ebenso, wie der zu meinen Romanen“, und hierauf rief er mir noch ein recht freundliches Lebewohl nach. — Was mir Jean Paul sonst noch gesagt hat, z. B. über seinen Namen, von den Schriften, die er jetzt gerade schreibt u. s. w., das erfahrt Ihr alles später, zum Theil schon Einiges aus meinem Briefe an Berg, den ich jetzt angefangen habe. — Nur das will ich Euch hier noch melden, daß ich von Jean Pauls Tochter einen Besuch im Wirthshause erhalten habe. Sie brachte mir nämlich mein Stammbuch von ihrem Vater.

Von Baireuth ging ich nach Bamberg, wo ich 2 Stunden blieb und in diesen mich auf der Meise, die in Baiern die Maute genannt wird, umher zankte und endlich von hier, mit einem kleinen Umwege, über Ritzingen nach Würzburg, wo ich anderthalb mir unvergeßliche Tage mit meinem alten biederen vortrefflichen Baer und Pander verlebte. Von dieser Stadt kann

ich Euch nichts sagen, als daß sie eine sehr reizende Lage hat. Der Main theilt sie in zwei ungleiche Hälften und bespült ein schönes fruchtbares Thal mit seinen Weinpflanzungen und Obstgärten. Bemerkenswerth ist die Aussicht nach der hart am Main auf einem hohen Berge gelegenen Citadelle und auf der andern Seite nach dem königlichen Schlosse, das zu den schönsten gehört, die ich bis jetzt gesehen habe. — Doch Städte und Gegenden mag ich Euch nicht beschreiben, weil die Schilderung doch weit hinter der Natur zurückbleibt und für den, der sie lesen muß, doch immer wenigen Reiz hat. Mündlich werde ich Euch alles das einst lebendiger vor die Seele zaubern können. — Noch weniger sage ich Euch aber etwas über den Genuß, den ich in der Gesellschaft meiner Freunde Baer und Pander gehabt habe; denn des Freundes Blick und des Freundes Wort faßt der Freund nur einzig und allein mit dem Gefühle auf, nicht aber mit den Gedanken, und daher kann und mag ich Euch auch nicht einzelne Brocken von meinen Gefühlen vortragen, ohne empfindend zu erscheinen. Nichts scheue ich aber mehr, als den Schein der Empfindelei. — Also auch in Würzburg bin ich glücklich gewesen; — das ist nun einmal das alte Einerlei, das Ihr immer wieder hören müßt. — Von Würzburg reiste ich in Gesellschaft eines katholischen Paters, eines Dr. Lamprecht, eines Advokaten Halen und eines Dr. Wenneis nach Heidelberg ab. — Mit jedem zurückgelegten Schritt ward die Gegend immer schöner; aber in ihrer höchsten Anmuth entfaltete sie sich etwa eine Meile von Heidelberg im Neckargemünd, wo wir in das himmlische Neckarthal kamen. Der von hohen Bergen, die mit echten Kastanien, Eichen, Buchen und anderen Bäumen bewachsen waren, eingeschlossene Weg lief bis Heidelberg immer am Neckar hin und durch diese reizenden Umgebungen gelangten wir denn am 11. Mai n. St. in dem schönen Heidelberg an, das ich Euch nicht weiter beschreibe, sondern Euch nur auf Löwis (grüßt ihn herzlich) treue Beschreibung desselben verweise. Nur das weiß ich, daß der Gottesleugner hierher kommen muß, um gläubig zu werden; denn wer einmal auf dem Königsstuhle, dem höchsten Berge bei Heidelberg, steht und von dort das schöne zertrümmerte Schloß auf einem hohen Berge, dennoch zu seinen Füßen erblickt, und noch tiefer die

Stadt selbst; zur Linken in der Tiefe das Neckarthal, zur Rechten eine weite Ebene, die der Neckar und der am Fluße der Vogesen, aus denen der Donnerberg sein Haupt hoch in die Luft streckt, hinströmende Rhein durchkreuzen, gewahr wird, der muß einen Gott ahnden, wenn er nicht anders ganz unempfänglich ist für das Große in der Natur. Und wer nicht an Unsterblichkeit glaubt, den verweise ich auf das Heidelberger Schloß. Hier überzeuge sich der Ungläubige, daß aus dem Tode das Leben hervorgeht, indem er sinnend den lebenden Epheu betrachtet, der aus den todten Mauern hervorstößt und sie mit seinem Grün bekleidet. — Ja, ich versichere Euch, geliebte Nektarn, daß Heidelberg in jeder Rücksicht auf mich einen schönen, erhebenden Eindruck gemacht hat. — — Von Landsleuten habe ich hier folgende angetroffen: Rapp, Bursy II., Straus, Schmölling, Feuerabend, Kemmert, Bienenstamm, Serzjowsky, Martens, Rhode, Kiesemann, Bachmann, Koch, Kolb, Knüpfner und Bosse. Wir alle zusammen haben uns in einem Gasthose, der Stern genannt, ein Zimmer gemiethet, in dem wir uns zum Mittag und Abend versammeln und größtentheils die Essenszeit froh verleben. Abends werden gewöhnlich, nachdem man während des Tages fleißig studirt hat, kleine Lustpartien gemacht, — leider ist es hier nur sehr theuer, beinahe noch ärger als in Berlin. Ueberhaupt sind es goldene Träume, wenn man glaubt, daß man in Deutschland beinahe alles umsonst hat. Ich versichere Euch, es ist nirgends besser, als in unserm Livland, darüber bin ich mit allen meinen Landsleuten einverstanden. Bei uns findet man doch noch Redlichkeit, — hier wird aber unter dem Scheine altdeutscher Treue mit der Redlichkeit gehandelt. — Bis jetzt habe ich nur einen Mann getroffen, an dem ich das gefunden habe, was ich im edlern Sinne des Wortes Altdeutsch nenne und dieser Mann ist der berühmte Jurist Thibaut hier in Heidelberg. Durch die Verwendung unseres geliebten Carl, ich meine Ryber, bin ich in seinem Hause bekannt geworden. Gleich, als ich das erste Mal hinging, mußte ich versprechen noch an demselben Tage zum Abendessen wiederzukommen und als ich nach dem Essen wegging, mußte ich versprechen, mich als ein Mitglied der Thibautschen Familie anzusehen und drauf baten sie mich, sie so oft zu besuchen, als ich nur immer Lust hätte. Ueber diese liebenswürdigen Menschen in meinem nächsten Briefe mehr.

Heidelberg, den 13. Juli 1816 a. St.

Was mein hiesiges Leben betrifft, so kann ich Euch von demselben nur sagen, daß es sehr einfach ist. Ich lebe hier größtentheils nur meiner wissenschaftlichen Ausbildung, stelle im Freien Betrachtungen über die Menschen an und lege mir Rechenschaft ab über mein eigenes Handeln. Umgang habe ich hier im Ganzen nur sehr wenig; selten besuche ich einmal den würdigen Thibaut und den liebenswürdigen Greis Voss, an den mich die himmlische Elisa empfohlen hat. Von beiden Männern, sowie auch von dem Philologen Kreuzer, werde ich mit großer Herzlichkeit aufgenommen; leider gestatten es mir aber die vielfachen Arbeiten nicht, den Umgang dieser Biedermänner so häufig genießen zu können, als ich es wohl wünschte. Zu dem Theologen Paulus gehe ich nur sehr selten; desto öfter aber zu dem lieben Wagemann, den Ihr, geliebte Aeltern, aus Livland kennt, und zu meinem gewesenen theuren Lehrer, dem Professor Neumann aus Dorpat, der sich hier seiner Gesundheit wegen nur noch kurze Zeit aufhält. Die beiden zuletzt genannten Männer besuchen auch mich recht oft. — Die neueste Bekanntschaft, die ich gemacht habe, ist die mit dem Doctor Witte dem älteren, an den Ihr Euch gewiß gleich erinnern werdet, wenn ich Euch erzähle, daß er der Vater des Knaben ist, der in seinem 13. Jahre Doctor der Philosophie wurde und von dem man so viel Geschrei in den Zeitungen machte. Der Sohn, ein recht lieber junger Mensch, studirt hier in Heidelberg die Rechte und promovirt noch in diesem Semester als Doctor juris. Er ist jetzt 16 Jahre alt. Ich werde ihm, auf seinen Wunsch und die Bitte des Vaters, wohl opponiren; weshalb ich mich jetzt fleißig im Lateinisch-Sprechen übe und mit ihm täglich eine Stunde über das Criminalrecht disputire, worin ihm kein anderer opponiren will. Meine Bekanntschaft mit dem jungen Witte ist wirklich auf eine ganz merkwürdige Art entstanden. Er hatte nämlich meinen Namen von einer Pränumerationsliste gestrichen. Ich erkundigte mich nach dem Thäter, und siehe da, nach wenigen Stunden erschien der junge Witte und bat tausend Mal um Verzeihung, meinen Namen ausgestrichen zu haben. „Ich habe es gethan, sagte er, weil viele sich darüber lustig machen, daß ich mich schreibe, wie

ich mich schreibe (er schreibt sich Dr.), und da glaubte ich denn, daß auch Sie es gethan hätten.“ „Nun, da hätten Sie sich doch erkundigen können, ob hier wirklich ein Ditmar ist, dem der Titel Dr. zukommt,“ war meine Antwort. „Aber es ist gut, daß Sie es mir selbst gesagt haben; die Sache möge vergessen seyn. Nur muß ich es Ihnen offen sagen, daß ich mich über Ihre Intoleranz sehr wundere, keinen andern Doctor neben sich zu leiden.“ So schloß unser Gespräch. Witte bestrebte sich aber stets, seinen Fehler wieder ganz gut zu machen und brachte es durch seine Invoorkommenheit gegen mich so weit, daß ich ihn einlud, mich zu besuchen. Er that's und nun bin ich im eigentlichen Sinne des Wortes sein treuester Rathgeber, von dem er die härtesten Urtheile dankbar aufnimmt. Seinen Aeltern hat er so viel Gutes von mir erzählt, daß er den Vater wahrscheinlich veranlaßt hat, mir folgenden Zettel zu schreiben: „Da Sie viel Gewogenheit für meinen Sohn haben, so wünscht meine Gattin mit mir das Vergnügen Ihrer näheren Bekanntschaft. Haben Sie daher die Güte, heute Nachmittag um 2 Uhr eine Tasse Kaffee mit uns zu trinken“ &c. Ich ging hin und nun mußte ich viel von meiner Ansicht mittheilen, wie der Sohn fernerhin auszubilden sey. Meine Rathschläge sind alle angenommen, selbst der, den Sohn nach etwa 1½ Jahren nach Rußland zu schicken. Der Junge muß aus Deutschland weg, er muß hier vergessen werden; denn sonst wird er die Erwartungen nicht erfüllen, die man sich von ihm macht; obgleich ich glaube, daß er einst viel leisten wird, weil er thätig ist und viel, sehr viel Talent hat“.*)

*) Unter W. v. Ditmars hinterlassenen Papieren findet sich eine kleine Sammlung von Sonetten, deren erstes Blatt die Aufschrift trägt: „Meinem Freunde Dr. Woldemar von Ditmar von Carl Witte.“ Das als Widmung an der Spitze der Sammlung stehende Gedicht „A u D i t m a r“ lautet:

Besteht in unverhohlenem Vertrauen
 Der heiligen Freundschaft zartgewobnes Band,
 So hab' ich längst in D i r den Freund erkannt,
 Denn längst schon durstest D u mein Inneres schauen.
 Und weil wir uns im Liede gern vertrauen,
 So ist der Freund dem Liede auch verwandt.
 Wir wandeln gern mit beiden Hand in Hand
 Durch dieses Lebens wechselvolle Auen.

Heidelberg, den 6. August 1816 a. St.

(Der erste Theil dieses Briefes beschäftigt sich mit der Thatsache der Verlobung des Freundes Schwarz mit der Schwester Annette, welcher Ditmar freudigst zustimmt. Dann fährt er unter anderem Datum fort:)

Erst jetzt, am 16. August a. St., wird es mir, geliebte Aeltern und Geschwister, wieder möglich, den am 6. a. St. angefangenen Brief fortzusetzen. Ich habe in diesen 10 Tagen so viele Zerstreungen gehabt, — die durch die Anwesenheit der lebenswürdigen Dorothea, Herzogin von Curland, herbeigeführt wurden. Die edle Elisa hatte mich schon von der Ankunft dieser wahrhaft vortrefflichen Fürstin durch einen Brief von ihrer Reise durch Heidelberg benachrichtigt und mich dringendst gebeten, diese geliebte Schwester von ihr während des Augusts hier abzuwarten, um, wie sie mir schreibt, „eine Bekanntschaft zu machen, die meinem Herzen wohl thun wird.“ — Aufrichtig muß ich Euch gestehen, daß ich nur dieses Mal den Worten der herzvollen geliebten, himmlischen Elisa nicht traute; denn bei einer Fürstin suchte ich keine so edle Seele und kein so zartes Gemüth, als die Herzogin, nach Elisens liebem Briefe zu urtheilen, haben sollte. Alles Gute und Lobenswerthe, was Elisa von ihr schrieb, maas ich der Schwesterlichen Liebe bei. Aber wie sehr freute ich mich, als ich am 7. August a. St. die Herzogin kennen lernte und fand, daß es einer Schwester möglich gewesen war, von der Schwester ohne Parteilichkeit zu schreiben; denn ich bekenne es Euch nach der strengsten Wahrheit, daß ich nicht leicht ein humaneres, ein lebenswürdigeres, ein welterfahreneres und ächt menschenfreundlicheres Wesen kennen lernen werde, als die erhabene Dorothea von Curland es ist. Fürwahr, Ihr könnt es

Damit sich nun die beiden Führer kennen,
 So nimm den auspruchlosen Liederfranz,
 Wenn mich von Dir des Lebens Stürme trennen.
 O möchtest Du an ihnen Freude finden;
 Dann wird, auch in der fernen Bogen Tanz,
 Die Trennung von Euch beiden mir entschwinden.

Man ersieht aus diesem Sonett unwidersprechlich, wie werth dem schon früh berühmten Carl Witte die Freundschaft W. v. Ditmars war. — Die Sammlung enthält zwei Sonette an die siztinische Madonna, ferner „Vorgefühl Italiens“, „Sonnenuntergang“ u. a. m.

mir glauben, ich bin nicht durch Ihre äußerst gütige Behandlung gegen mich bestochen, — eher dadurch, daß ich wußte, daß Dorothea Elisas zärtlichst geliebte Schwester ist. — Gleich nachdem die Herzogin hier angekommen war, überschickte sie mir einen Brief von Elisa, nebst den neuen Gedichten dieser Sängerin Gottes und der Unsterblichkeit. Schon die ersten Zeilen dieses langen Briefes, der vom Anfang bis zum Ende mit recht eigentlich mütterlicher Liebe niedergeschrieben worden ist, rührte mich ganz unendlich; denn er brachte mir die Nachricht von Elisas schmerzhaftem körperlichen Zustande, der nur dadurch gemildert werde, daß sie sich mit dem theuren, innigst geliebten Sohn ihres Herzens — wie sie mir schreibt — unterhalte. — — Sagt, geliebte Aeltern, sagt, wodurch habe ich diese Liebe der vor-
trefflichen Elisa verdient! Nur mit Thränen des allertiefsten Dankgefühls kann ich Gott dafür danken; denn ich erkenne es klar und immer klarer, daß mir ein solch hohes Glück nur zu Theil wird durch den Segen meiner Aeltern. — — — „Mit Herzlichkeit werden Sie, mein geliebter Sohn, von meiner Schwester und meiner Jugendfreundin Piattoly, die jetzt in Heidelberg bleibt, empfangen werden, wenn Sie sie besuchen“ — heißt es in Elisas Briefe weiter. — Und so wars, denn als ich gleich nach der Ankunft der edlen Dorothea am 7. August a. St. zu ihr ging, waren die ersten Worte der trefflichen Herzogin, die sie zu mir sprach, herzlich und Vertrauen einflößend. So ohngefähr lauteten sie: „Es freut mich sehr, mein lieber Ditmar, Ihre Bekanntschaft zu machen; meine Schwester hat mir so sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, daß ich mich wahrhaft nach Ihrem Umgange, wengleich er auch nur kurze Zeit dauern kann, gesehnt habe. Ich bleibe 3 Tage hier und lade Sie für jeden Mittag und jeden Abend zu mir ein. Aber geniren müssen Sie sich durchaus garnicht; denn so wie Sie, so nenne auch ich meine Schwester Mama und ich bin also gleichsam Ihre Schwester.“ — Ich bedankte mich sehr für diese Gnade, ein Wort, das die Herzogin nicht besonders gut aufnahm, denn sie sagte mir: „Das Wort Gnade dürfen Sie garnicht brauchen; für Ihren Character, wie ihn mir meine Schwester geschildert hat, paßt sich ein solches Wort durchaus nicht.“ — Wer war froher als ich; aller Complimente

wurde ich überhoben und so verlebte ich denn 3 genussreiche, mir unvergeßliche Tage in der Gesellschaft dieser lebenswürdigen Fürstin, führte sie am Arm auf den Spaziergängen umher, fuhr mit ihr, in ihrem, mit herzoglichen Insignien gezierten Wagen, und, was mich am meisten freute, ich feierte meinen Geburtstag bei der geliebten Schwester der von mir geliebten Elisa. Später noch im Kreise meiner Landsleute und einiger hiesigen Freunde, von denen Ihr auch noch Einiges in diesem Briefe hören sollt. Sie gaben mir eine recht hübsche Gesellschaft, die mich sehr überrascht und erfreut hat. — Am 10. August verließ die edle Herzogin Heidelberg, — ihr hiesiger Aufenthalt hat meinem Leben aber eine ganz andere Richtung gegeben; denn durch sie bin ich in vielen guten Häusern, und durch diese wieder in andern bekannt geworden, namentlich bei der interessanten Frau von Ende und Elisens Jugendfreundin, der Geheimrätthin Piattoly, von der ich wie bei der Nette aufgenommen werde. Ihretwegen schließe ich denn auch für heute diesen Brief, denn sie hat mich soeben zu sich bitten lassen. — Eine kurze Charakteristik von ihr erhaltet Ihr, wenn ich sie erst genauer als jetzt kennen gelernt haben werde. Für sie spricht besonders das, daß Elisa und die Herzogin sie seit 30 Jahren mit jedem Jahre immer mehr lieben und hochachten müssen.

Nachdem ich nun den gestrigen Abend so interessant zugebracht habe, als lange keinen, setze ich, geliebte Aeltern, heute meinen Brief an Euch wieder fort. — Die Piattoly ist ein vortreffliches Wesen, fein wie eine Hofdame, aber — grade und aufrichtig. Sie erzählte mir sehr viel Merkwürdiges von der Herzogin, wodurch ich diese höchst edle Fürstin immer mehr habe hochschätzen, ja, ich kann wohl sagen, verehren lernen. Auch theilte sie mir einen Brief von Elisa und Tiedge mit, den sie an dem gestrigen Tage erhalten hatte und in dem ich wieder sehr gebeten werde, diesen Winter bei Elisa auf dem Landgute der Herzogin von Curland, Löbichau genannt, zuzubringen. Leider erlaubt es mir aber mein Studienplan nicht, diese gütige liebevolle Einladung anzunehmen, — wie glücklich würde ich mich bei meiner Mama fühlen! — Noch muß ich Euch, ehe ich meinen Abschnitt über Elisa und die Herzogin schließe, eine Stelle aus dem vorletzten

Briefe der ersteren an mich hersetzen, die politisches Interesse hat. Sie heißt wörtlich so: „Meine Schwester, die einen scharfen Blick hat, machte uns mit der gegenwärtigen Volksstimmung in Frankreich (die Herzogin wohnt in Paris) bekannter, als die Zeitungen es vermögen, und die Ansichten, welche diese treffliche Frau mir und Tiedge gab, nähren in uns die Hoffnung, daß trotz der in Frankreich herrschenden Partheien, die Edleren dort doch eine Constitution bewirken werden, die Volksglück begründet, und wir uns, wenn England nicht Kriege auf dem festen Lande anzettelt, um durch die Herrschaft über die Meere seine Macht immer mehr zu vergrößern, wir uns eines langen Friedens zu erfreuen haben werden.“ Diese Aeußerung einer Frau, die in so großen Connectionen in Frankreich selbst lebt, die die Schwiegermutter Talleyrands ist, ist wirklich sehr erfreulich und läßt wenigstens bei mir große Hoffnungen für die Zukunft in Ansehung des allgemeinen Volksglücks aufkeimen. Besonders wenn ich noch das berücksichtige, was mir die Herzogin selbst hier in Heidelberg sagte. — Sie versicherte nämlich, daß, wenn Napoleon je wieder nach Frankreich käme, es ihm gehen würde, wie Murat in Italien. Denn nach der Schlacht von Belle alliance sey der Enthusiasmus, den man für ihn gehabt habe, durchaus ganz geschwunden, weil man es deutlich gesehen habe, daß er gegen das Ende der Schlacht nur noch immer Truppen in dieselbe geschickt habe, um bloß seine Person zu retten. Diese niedrige Handlungsweise hat das Volk so sehr gegen ihn erbittert, daß man in ganz Paris gleich nach der Schlacht überall Anschläge mit der Aufschrift gefunden hat: „Fort mit dem Tyrannen!“ — Zur Strafe für diese Aeußerungen hat er Paris wollen anzünden lassen; aber es hat ihm an Zeit gebrochen, diesen Plan auszuführen. Ja wahrlich, ich glaube, daß die Sonne nicht leicht eine schaußlichere Creatur beschienen hat, als diesen Napoleon!

Sollte ich Euch nun noch manches von interessanten Bekanntschaften schreiben, die ich hier gemacht habe, so würde ich dieses Mal meinen Brief garnicht schließen können. Denn außer den vielen Abendbesuchen, die ich besonders bei Voß, Thibaut, Zachariae, Frau v. Ende und einigen andern zu machen habe, bin ich jetzt noch bekannt geworden bei der Hofrätthin

Dapping, der Hofrätthin Seckel, der elegisch-klagenden Dichterin Elise Sommer — und bei dem alten höchst verehrungswürdigen Hofrath Arndt, nicht dem berühmten, sondern dem gewesenen geheimen Cabinettssecretären der Kaiserin Catharina, der Dir, lieber Vater, wenigstens als der Uebersetzer der Adels- und Stadtordnung bekannt seyn wird. Er ist ein höchst liebenswürdiger Greis von einigen 80 Jahren. — Bei der Elise Sommer, die auch mehrere höchst geistreiche Kinder hat, habe ich gestern einen sehr genußreichen Abend verlebt in einer kleinen aus-erwählten Gesellschaft. Besonders freute ich mich, mit dem vortrefflichen Kirchenrath Schwarz näher bekannt zu werden, den Euch Heinr. Bergmann, der nun wohl in Livland seyn wird, schildern mag. Auch bei diesem biedern Greis, sowie auch bei dem hier angebeteten Prediger Abegg bin ich im Hause bekannt. — Ich sagte Euch, daß ich gestern bei der Elise Sommer gewesen bin, — das ist ganz wahr, denn wir schreiben heute schon den 18. August a. St. Oft geht es mir so, daß ich aus Confusion das Datum zu schreiben versäume; denn ich bin mit Geschäften überhäuft und fast jeden Abend — eingeladen. So habe ich zu heute Abend schon zwei Einladungen erhalten, die eine zum Prof. Wagemann und die andere zu Thibaut, — die dritte in eine kleine Gesellschaft zu einem meiner hiesigen Freunde, einem gewissen Franz Burchard Fauth. Dieser Fauth, sowie auch noch ein gewisser Stud. Abegg, der Brudersohn des hiesigen Predigers, tragen nächst meinen Landsleuten Bienenstamm, Schmölling und Straus ganz ungemein viel zur Verschönerung meines Lebens bei. Alle lieben mich sehr und ich muß sie wieder lieben, denn es sind edle Jungen. Ganz besonders hat mir aber der liebe brave Fauth durch eine höchst edle Handlung gegen Hartung — und durch seine Liebe zu mir mein Herz geraubt, — dafür schenkt er mir aber auch das seinige ganz wieder. Er ist ein Schwärmer in seiner Liebe zu mir. Es geht so weit, daß er mich neulich schriftlich bat, ich möchte es ihm doch erlauben, daß er sich Fauth, genannt Ditmar, schreiben dürfte und daß ich ihn als meinen Sohn adoptiren möchte, weil er doch keine Aeltern habe und keinen so innig lieben könne, als mich. Er will durchaus mit mir nach Rußland und nennt mich jetzt immer „alter Vater

Ditmar.“ — Ich werde Euch sein Bild schicken. Er besucht mich täglich, und wenn auch nur auf einen Augenblick, und in diesem thut er oft nicht mehr, als mir einen guten Morgen zu bieten und mir herzlich auf die Schulter zu schlagen. Es ist ein engelreiner, vortrefflicher Mensch. Grüßet ihn und alle meine andern genannten Freunde, namentlich in Eurem nächsten Briefe an mich. Auch wünschte ich es sehr, daß Du, geliebter Vater, und Du, theure Mutter, einige freundliche Zeilen an Elisa und Tiedge, in einem Briefe zusammen, schicket, in dem Ihr ihr für die Mutterliebe, die sie mir — auch jetzt abwesend erweist, dankt.



Herbstfäden.

Das Herz so schwer und die Brust so weit,
So fern das Glück und so nah das Leid
Und der Sehnsucht trostlose Fragen.
Die Berge blauen in's Land hinein,
Kühl weht der Wind und ich gehe allein
Und lausche den heimlichen Klagen.

Die Zeitlose blüht am Wiesenhang,
Der Sommer verglöh't, — die Straße entlang
Viel silberne Fäden wandern.
Vom Baume löst sich ein müdes Blatt,
Es sinkt zur Erde herab so matt,
Und legt sich still zu den andern.

So klar der Blick und das Glück so weit,
Meiner Jugend Traum, meines Lebens Leid
Verdämmern in blauender Ferne.
Auf die Locken braun fiel herbstlicher Reif,
Es blinken durch silberner Fäden Streif
Des Alters erblaffende Sterne.



Litterarische Streiflichter.

Von der trefflichen Bibliothek deutscher Geschichte liegt uns ein neuer Band vor, der zweite Theil von Moriz Ritters deutscher Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges,*) welcher die Periode von 1586 bis 1618 umfaßt. Es ist einer der verworrensten und unerquicklichsten Abschnitte deutscher Vergangenheit, welchen Ritters Darstellung uns hier vorführt, und es gehört eine nicht geringe Vertrautheit mit dem Stoffe dazu, um Licht und Zusammenhang in dieses Chaos sich bekämpfender Bestrebungen, geheimer Intriguen, politischer Kämpfe und kirchlicher Gegensätze zu bringen. M. Ritter, einem der genauesten Kenner dieser Zeitepoche, ist das in hohem Maße gelungen, er hat den spröden Stoff völlig durchgearbeitet und übersichtlich gruppirt, und giebt uns in lebendiger Darstellung ein anschauliches Bild der Ereignisse und Kämpfe jener Zeit. Aber auch für den Historiker von Fach bietet dieser Band manche Ergänzungen und Bereicherungen der bisherigen Kenntniß, denn der Verfasser hat nicht nur die gedruckte Literatur benutzt, sondern auch zahlreiches archivalisches Material verwerthet. Wir Heutigen, die wir den weiteren Gang der Dinge kennen, haben beim Lesen dieses Buches immer wieder das Gefühl einer dumpfen Schwüle, eines herannahenden furchtbaren Unheils, es ist uns immer

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 6 M.

wieder so, als empfänden wir die unaufhaltsam näher rückenden Schrecken des dreißigjährigen Krieges schon voraus. Die Zeitgenossen hatten natürlich dieses Gefühl nicht, doch fehlte es namentlich in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des furchtbaren Krieges, nicht an vereinzelt Stimmen, welche das drohende Unheil ahnten. Ein besonderes Verdienst Ritters ist es, den engen Zusammenhang der damaligen Ereignisse in Deutschland mit den politischen Verhältnissen Westeuropas, insbesondere Spaniens und Frankreichs, in helles Licht gestellt zu haben. In der Beurtheilung der handelnden Personen und Verhältnisse zeigt sich der Verfasser gerecht und unparteiisch, aber in farblose Objektivität verfällt er trotzdem nicht; des Pfälzers Johann Kasimir, des Vorkämpfers des Protestantismus, moralischen Charakter beurtheilt er sehr streng, während er des Kurfürsten Maximilians I. von Baiern hervorragende Eigenschaften vollkommen würdigt. Ein Muster lichtvoller Behandlung schwieriger Fragen ist Ritters Darstellung des Jülichischen Erbfolgestreites, sehr belehrend die allmähliche Entstehung der Union und der Liga dargelegt. Man empfängt bei der Lectüre immer wieder und am stärksten, jemebr sie sich dem Schluß nähert, den nieder-
schlagenden Eindruck von der großen Ueberlegenheit der damaligen katholischen Partei, besonders seitdem Maximilian I. von Baiern an ihrer Spitze steht; enig, festgeschlossen, zielbewußt dringt sie unaufhaltsam vor, während der Protestantismus, uneinig, in sich gespalten, durch die Beschränktheit und Eifersucht seiner fürstlichen Führer und den Eigensinn seiner Theologen gelähmt, es immer wieder an dem nöthigen Widerstande fehlen läßt, geschweige denn, daß er seinerseits die Offensive ergriffe. Ritters Buch, insbesondere dieser Theil, ist in der gegenwärtigen Zeit besonders lehrreich für Deutschland; unwillkürlich drängen sich einem beim Lesen nahe liegende Parallelen aus unseren Tagen auf. Wieder steht die katholische Centrumspartei dominirend da und beeinflusst die innere Politik des Reiches und wieder ist der Protestantismus kirchlich und politisch uneinig, zerpalten, voll inneren Haders, und daher ohnmächtig. Könnte man nicht endlich einmal etwas aus der Geschichte lernen! In einem Schlußbände will Ritter den dreißigjährigen Krieg behandeln. Wir fürchten, das wird

ohne den gewaltigen Stoff gar zu sehr zusammenzudrängen, kaum möglich sein, und hoffen, daß der Verfasser sich lieber entschließen werde nöthigenfalls noch zwei Bände zu liefern, um den Gegenstand in der bisherigen trefflichen Weise zu behandeln.

Einen eigenthümlichen Versuch, den Laien und angehenden Historiker unmittelbar in die Kenntniß der Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters einzuführen hat Wilhelm Gundlach in einem Werke gemacht, das den etwas langathmigen Titel führt: *Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersezt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert, zur Ergänzung der deutschen Literaturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft.* Bis jetzt sind zwei Bände*) dieses Werkes erschienen, von denen der erste Hrotsvithas Otto-Lied enthält, während der zweite den Sang vom Sachsenkriege bringt; ein dritter, dessen Inhalt die Märe von Mailands Eroberung durch Friedrich Barbarossa bilden wird, steht noch aus. Gundlach geht von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß nichts so unmittelbar und so lebendig in die Anschauungen und die geistige Atmosphäre vergangener Zeiten einführt als die Berichte der Zeitgenossen. Nun sind ja allerdings von allen bedeutenderen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters Uebersetzungen vorhanden, aber sie sämmtlich der Reihe nach durchzulesen ist für den Geschichtsfreund eine schwere Aufgabe und das Wichtigste über einen Zeitraum aus ihm sich zusammenzusuchen erfordert schon eine Art Studium. Gundlach verfährt nun so, daß er ein historisches Gedicht aus der sächsischen wie der fränkischen Kaiserzeit zum Mittelpunkt macht, es übersezt und mit den nöthigen Erläuterungen über den Verfasser begleitet und dem Ganzen dann Auszüge aus anderen gleichzeitigen Geschichtsquellen vorausschickt und nachfolgen läßt. Seinen Zweck „eine literar- und kulturgeschichtliche Uebersicht der Geschichtsquellen der deutschen Kaiserzeit“ zu geben erreicht er auf diese Weise wirklich

*) Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. Band I. 7 M., Band II. 8. M. 40 Pf.

und sein Werk ist in der That eine Einführung in das Studium der Geschichte nicht nur für den angehenden Historiker, sondern auch für jeden Gebildeten. Hrotswitha, die berühmte Nonne von Gaudersheim, war für Gundlachs Zweck eine besonders geeignete Persönlichkeit; er hat ihr Gedicht von den Thaten Ottos des Großen ebenso wie das Epos vom Sachsenkriege im zweiten Bande nicht in den Hexametern des Originals, sondern in siebenfüßigen Jamben, die dem neuen Nibelungenverse nahe kommen, wiedergegeben. Die Uebersetzung ließt sich im Ganzen gut, manchmal ist sie etwas trocken, mitunter etwas schwerfällig; doch darf man nicht vergessen, daß auch die Originale sich durch Schwung und dichterischen Flug der Phantasie durchaus nicht auszeichnen. Für den zweiten Band war die Einheit schwerer zu finden, da darin die Regierungen Konrads II., Heinrichs III. und besonders Heinrichs IV. behandelt werden, auch war hier die Auswahl des Wesentlichen aus den Quellen zur Erläuterung schwieriger. Doch giebt Gundlach auch hier in der Einleitung und in den Erläuterungen zum Sang vom Sachsenkriege alles zur Einführung in die Geschichtslitteratur der Zeit Erforderliche und zum Verständniß des Gedichtes Nothwendige in hinlänglicher Weise. Geschichtsfreunde, welche Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit kennen, werden sich gern durch Gundlachs Buch mit den Hauptquellen, auf die jenes beliebte Werk sich stützt, bekannt machen lassen. Sehr zu wünschen wäre, daß Gundlach sich der Polemik gegen andere Historiker und mancher sehr subjektiven Aeußerung gegen bestimmte Personen mehr enthielte; man kann zugeben, daß er nicht selten berechnete Abwehr übt, aber in ein Buch, wie dieses, das sich an den weiteren Kreis der Gebildeten wendet, gehören solche Auseinandersetzungen keinesfalls. Im Uebrigen wünschen wir Gundlachs Buch viele Verbreitung, es kann eine ernste Beschäftigung mit der Geschichte nur fördern; hoffentlich läßt der Schlußband nicht allzulange auf sich warten.

Mit einem Gefühle tiefer Behmuth nimmt man ein Buch in die Hand, das unlängst erschienen ist: Heinrich von Treitschkes Reden im deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von

Dr. Otto Mittelstädt. *) Es erweckt von Neuem die schmerzliche Trauer über das allzu frühe Hinscheiden des unerfeglichen Mannes, dessen Verlust gerade in dieser Zeit die Deutschen nicht genug beklagen können. Aus diesen Reden tritt uns die außerordentliche Persönlichkeit Treitschkes aufs lebendigste entgegen und viele ältere Leser werden sich noch deutlich des Eindrucks erinnern, den nicht wenige der hier vereinigten Reden einst gemacht haben. Man kann es dem Herausgeber, der vor Jahren auch ein hochgeschätzter Mitarbeiter der „Vall. Monatschrift“ gewesen ist, nur Dank wissen, daß er diese Perlen edler parlamentarischer Beredsamkeit aus dem Sande der stenographischen Reichstagsberichte herausgesucht und vor unverdienter Vergessenheit bewahrt hat. Viele Gedanken drängen sich einem beim Lesen dieses parlamentarischen Vermächtnisses eines der hochsinnigsten und kraftvollsten Geister auf, die Deutschland je gehabt hat. Wie haben sich die Zeiten gewandelt, seit Treitschke im ersten Reichstage nach dem großen Kriege zum ersten Mal das Wort ergriff; wie vieles, was nachher gekommen, hat er mit prophetischem Blick vorausgesehen, aber wie manche Erwartungen und Hoffnungen, die er hegte, sind unerfüllt geblieben! Wo wäre in dem heutigen Reichstage Raum für einen Mann wie Treitschke, für die feurige Kraft nationalen Empfindens und Denkens, die ihn erfüllte? Er hielt sich als Reichstagsabgeordneter zu den Nationalliberalen, aber ein eigentlicher Parteimann ist er nie gewesen und er stand in vielen Dingen den Konservativen weit näher als dem linken Flügel der nationalliberalen Partei. Fraktions- und Parteiinteressen galten Treitschke nichts, wenn es sich um das höchste Interesse handelte, das es für ihn gab: das Vaterland, das er mit der ganzen Kraft seiner stolzen und reichen Seele liebte. Das englische Wort, das der Herausgeber seiner Einleitung vorge setzt hat: Right or wrong-my country ist für den Ausdruck von Treitschkes Vaterlandsiebe wie geprägt. In ihm war der alte deutsche Idealismus noch einmal, zum letzten Mal für lange, wie es scheint, in seiner ganzen Fülle und seinem vollen Glanze verkörpert, mit dem klarsten und freiesten Denken verband

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 2 B. 40 Pf.

sich in dem seltenen Mann ein jugendfrischer, hoffnungsfreudiger Optimismus. Eine geborene Kämpfernote schonte er seine zahlreichen Widersacher nicht und sprach stets rückhaltlos seine Ueberzeugung aus, frei von jeder Menschenfurcht und Menschengefälligkeit; er hat das offen und unumwunden, wenn es ihm im Interesse des Vaterlandes geboten schien, auch da gethan, wo er dadurch seine Popularität schwer schädigen mußte, das größte Opfer wohl, das ein Politiker zu bringen vermag. Aber bei aller Streitbarkeit und Kampfeslust besaß Treitschke doch eine unverwüßliche Heiterkeit des Gemüthes, echte Liebenswürdigkeit und einen wundervollen Humor. Ja er war eine echte Siegfriednatur, stark und heldenhaft und kindlich und milde zugleich, eine jener Naturen, wie sie das deutsche Volk von jeher am meisten geliebt hat. Man hat seinen historischen und politischen Aufsätzen, wie auch seiner deutschen Geschichte oft vorgeworfen, es herrsche in ihnen ein gesteigertes Pathos so stark vor, daß es zuletzt ermüde. Mag diese Ausstellung auch für manche seiner Aufsätze aus jüngeren Jahren nicht unbegründet sein, im Ganzen ist sie nur wenig berechtigt. Daß eine leidenschaftliche, von Liebe und Abneigung bewegte starke Seele in der Darstellung einen höheren Flug nimmt als ein ruhiger, kühler Erzähler ist selbstverständlich. Der gesteigerte Schwung der Darstellung würde aber nur dann zum Fehler, wenn alles ohne Unterschied im gleichen Tone behandelt würde; das ist jedoch bei Treitschke nur vereinzelt und ausnahmsweise der Fall. Gerade in den hier gesammelt vorliegenden Reden, wo man es doch am ehesten erwarten sollte und es ganz an seinem Platz wäre, kommt das so oft als Treitschkes schriftstellerische Eigenart charakterisirend bezeichnete Pathos nur selten zur Erscheinung. Die Reden sind immer klar und durchdacht, aber meist einfach und ohne großen Umfang; nur selten, wo es der Gegenstand mit sich bringt, erheben sie sich zu höherem Schwunge. Feine Ironie und scharfen Sarkasmus wendet der Redner oft bei der Bekämpfung der Gegner an und in der Gliederung und Gruppierung der Gedanken zeigt er sich als geübter und gewandter Dialektiker. Als wahrer Kenner des Stils und Meister der Rede spricht Treitschke oft schmucklos und einfach, bis ihn der Gegenstand fortreißt: auch wo er zum

Verstande spricht, verleugnet sich sein Gemüth nicht. Die lebendige Kraft der Ueberzeugung giebt allem, was er sagt, ein besonderes Gewicht, die Tiefe der Gedanken, die Originalität der Auffassung, die überall hervorbrechende leidenschaftliche Vaterlandsliebe machen seine Reden stets anziehend und ergreifen den Leser wie früher den Hörer. Worüber Treitschke auch sprechen mag, über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reiche, über den Anlimparagraphen oder über Getreidezölle, über das Tabaksmopol oder über die Verlängerung des Sozialistengesetzes, über das konstitutionelle Königthum oder das Militärgesetz — er fesselt stets und ist immer ganz Treitschke. In der Einleitung macht Mittelstädt, der Treitschke persönlich nahe gestanden, einige kurze, aber sehr interessante Mittheilungen über die Stimmung des großen Historikers und Politikers in den letzten sechs Jahren; selbst dieser hoffnungsvolle Optimist hat sich darnach pessimistischer Anwandlungen nicht erwehren können. Mögen alle die vielen, denen Treitschke historischer Lehrer und politischer Führer gewesen ist und noch ist, auch diese Reden des großen Interpreten der innersten Gedanken und Stimmungen des deutschen Volkes, aufmerksam lesen, in sich aufnehmen und beherzigen.

Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Grenzboten“ E. Jentsch hat unlängst seine Lebenserinnerungen unter dem Titel „Wandlungen“ *) veröffentlicht. Sie waren größtentheils schon in den Grenzboten veröffentlicht unter der weit bezeichnenderen Aufschrift: „Wandlungen des Ichs im Zeitenstrom“, haben aber in der vorliegenden Buchausgabe mancherlei Ergänzungen und Erweiterungen erfahren. Jener weitere Titel war deshalb richtiger, weil in dem Buche nicht von mannigfachen, ungewöhnlichen Wechselfällen des äußeren Lebens berichtet wird, sondern die inneren Umwandlungen eines katholischen Priesters zur Darstellung gelangen. Außerlich ist Jentschs Leben nicht anders verlaufen als das vieler Tausende: eine im Ganzen harte Jugend, Sorgen um seine und der Seinigen Existenz, endlich ein bescheidener, mäßigen Ansprüchen an das Leben genügender Beruf, mit geringem, aber doch genügendem Einkommen; diesen aufzugeben

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 4 M.

nöthigt ihn zuletzt sein Protest gegen das vatikanische Concil und der Konflikt mit seiner Kirche. Was dem Buche Interesse verleiht, ist die Anschaulichkeit der Schilderungen und die psychologische Entwicklung der Wandlungen in den religiösen und geistigen Anschauungen des Verfassers. Die Darstellung seiner Kindheit, des Lebens im elterlichen Hause in dem schlesischen Gebirgsstädtchen Landeshut muthet uns wie ein Idyll an, auch von den Schuljahren in Glas giebt Zentsch einen sehr anziehenden Bericht, er charakterisirt die Lehrer vortrefflich und läßt uns in die geistigen Bestrebungen und Interessen der katholischen Jugend damaliger Zeit hineinschauen. Von noch allgemeinerem Interesse ist die Erzählung von Zentschs Universitätszeit und seinem Aufenthalt im geistlichen Alumnat; er bietet hier eine Reihe lebendig gezeichneter Bilder damals vielgenannter Universitätsprofessoren und Kirchenmänner, auch Förster, der spätere Fürstbischof von Breslau, wird eingehend charakterisirt. Das Kapitel, welches des Verfassers Aufenthalt als Kaplan in verschiedenen Pfarrhäusern behandelt, läßt uns einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der katholischen Landgeistlichen thun; was wir da erfahren, ist sehr lehrreich, wenn auch zum Theil wenig erbaulich. Ob es heutzutage wohl anders sein mag? Ob es an anderen Orten besser gewesen sein mag als in Schlesien? Wohl kaum. Unwillkürlich drängt sich nach der Lektüre dieses Abschnittes uns die Betrachtung auf, daß das Durchschnittsniveau des evangelischen Pfarrhauses doch etwas höher ist als das der katholischen, wie sie hier geschildert werden. Auch die Erzählung von der allmählichen religiösen Wandlung des Verfassers und seinem fortschreitenden inneren Zerfall mit der Kirche, seinem Protest gegen die beabsichtigte Proklamirung der Unfehlbarkeit des Papstes und die sich daraus für ihn ergebenden Schwierigkeiten und Bedrängnisse liest man mit Interesse. Aber Zentschs Mangel an Konsequenz und seine Schwäche, die ihn zu einem halben Widerruf bestimmt, beeinträchtigen die Sympathie des Lesers für sein Geschick; in des Autors Natur liegt eben nichts Heldenhafes. Nachdem er dann in abgelegener Waldgegend eine Zeit lang der Ruhe sich erfreut, sieht er sich dann doch veranlaßt, seine Ueberzeugung auszusprechen und verfällt nun der Exkommunikation und Absehung,

worauf er sich den Altkatholiken anschließt. Damit schließt das Buch, dem vielleicht später einmal eine Fortsetzung folgen wird. Wie man sieht, steckt in dem Buche ein gutes Stück Kulturgeschichte und verleiht ihm bleibenden Werth. Der Verfasser zeigt, wie in seinen früheren so auch in dieser seiner neuesten Schrift klares und gesundes Urtheil, Unbefangenheit der Auffassung, einen durch Parteitendenzen ungetrübten Blick, er spricht seine Meinung ohne Rücksicht auf herrschende Zeit- und Modeansichten aus, er ist ein Vertreter des gesunden Menschenverstandes im besten Sinne des Wortes. Seine Darstellung bewegt sich oft in behaglicher Breite und es fehlt darin nicht an mancherlei Exkursen, so in Bezug auf die moderne Ueberbürdungsfrage der Jugend, über die Zentsch sehr vernünftig urtheilt, über die viel angegriffene Kasuistik der Jesuiten, die er mit bemerkenswerthen Gründen in Schutz nimmt u. A. Der Verfasser ist eine durchaus nüchterne Natur, ganz überwiegend Verstandesmensch, alles Mystische geht ihm ab, er hat dafür weder Sinn noch Verständniß; daher endet er, der als glaubenseifriger Katholik in der Jugend begonnen als allem Kirchlichen gleichgiltig gegenüberstehender Rationalist. Man nimmt bei Zentsch dieselbe Erscheinung wahr, die sich so oft bei Katholiken und katholischen Priestern beobachten läßt: indem sie mit ihrer Kirche zerfallen und sich von deren Dogmen abwenden, geben sie auch den Glauben an die Wahrheit des Evangeliums auf und verfallen einem vagen Deismus. Wenn wir so auch das Endresultat der religiösen Wandlungen in Zentschs Leben bedauern müssen — wir wollen übrigens hoffen, daß sie damit noch nicht ihren letzten Abschluß erreicht haben — so hindert uns das doch nicht das inhaltreiche Buch allen Freunden ernster Lektüre angelegentlich zu empfehlen.

Wir haben schon ein paar Mal einzelne Theile der von A. Bettelheim unter dem Titel „Geisteshelden“ herausgegebenen trefflichen Sammlung von Biographien hervorragender Männer aller Zeiten und Völker besprochen. Gegenwärtig liegen uns drei neue Bände vor. Dante von Scartazzini*) ist ein sehr empfehlenswerthes Buch. In einem Bändchen von

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

mäßigem Umfang giebt der Verfasser, einer der genauesten Kenner Dantes und der gesammten Danteliteratur, eine kritisch gesicherte Darstellung von Dantes Leben und Dichten, sowie eine bei aller Kürze zur Einführung für den Laien sehr geeignete Uebersicht über Inhalt und Bedeutung der göttlichen Komödie. Nur bei vollkommener Beherrschung des reichen Stoffes war es möglich alles Wissenswerthe über Dante und seine Dichtungen in so engem Raume zusammenzudrängen. Den Schluß des Buches bildet eine Bibliographie, die denjenigen, der sich eingehender mit dem großen Dichter beschäftigen will, über die neuere Danteliteratur in vorzüglicher Weise zu orientiren geeignet ist. Scatazzini's Buch gehört zu dem Besten, was bisher in der Sammlung „Geisteshelden“ erschienen ist.

Zwei große Männer der Wissenschaft behandelt ein anderes Bändchen der Sammlung, in dem Siegmund Günther das Leben und die Verdienste Keplers und Galileis*) darstellt. Die hier zu lösende Aufgabe war noch schwieriger als bei Dante, indem es darauf ankam außer der Biographie auch eine gedrängte Zusammenfassung der wissenschaftlichen Thätigkeit der beiden Forscher und eine Darlegung ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaft zu geben, die alles Wesentliche hervorheben und doch allgemein verständlich sein sollte. Nur ein so gründlicher Kenner seiner Wissenschaft wie S. Günther vermochte es die schwierige Aufgabe so zu lösen, wie es in diesem Buche geschehen. Ueber den fachwissenschaftlichen Theil steht uns kein Urtheil zu, aber auch der Laie hat beim Lesen der betreffenden Abschnitte den Eindruck, daß hier alles, worauf es ankommt, gesagt ist und zwar in der klarsten verständlichsten Form. Solche Bücher wie dieses und manche andere der letzten Jahre liefern den erfreulichen Beweis, daß jetzt auch in Deutschland die Gelehrten zu lernen anfangen, über wissenschaftliche Dinge gründlich und geschmackvoll und allgemein verständlich zugleich zu schreiben, eine Kunst, in der die Franzosen schon seit mehr als einem Jahrhundert nachahmenswerthe Vorbilder sind. Günther's anschaulicher Schilderung des Lebensganges und der großen

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

Geistesarbeit des deutschen Astronomen und Mathematikers, wie des größten italienischen Naturforschers wird jeder, der für bewundernswürdige wissenschaftliche Thaten irgend Sinn hat, mögen die hier in Betracht kommenden Gebiete ihm auch noch so fern liegen, mit lebhafter Theilnahme folgen. Man freut sich von Günther zu hören, daß Kepler nicht, wie die allgemein verbreitete Meinung ist, der Kaeftner in einem Sprigramm so trefflichen Ausdruck gegeben, in Hunger und Elend untergegangen ist, sondern in leidlichem Wohlstande sein Leben beschloffen hat; schwer genug ist es im Ganzen doch gewesen. Aus der Darstellung von Galileis Leben sei besonders die Behandlung des traurigen Inquisitionsprozesses hervorgehoben. Der Verfasser hat da nicht nur die gesammte diesen Punkt behandelnde Literatur der letzten Jahrzehnte benutzt, er giebt in diesem Abschnitt auch ein Muster lichtvoller, unbefangener, alle Umstände ruhig abwägender Darstellung. Das berühmte Wort: „e pur si muove“. „und sie bewegt sich doch“ hat Galilei nach seiner Abschwörung nicht gesprochen, es ist apokryph und kommt zuerst im Buch eines deutschen Schriftstellers vom Jahre 1774 vor. Am Schluß des Bandes finden sich zahlreiche Anmerkungen, die auch weitere werthvolle Nachweisungen enthalten.

Einen ganz anderen Charakter als die beiden vorgenannten trägt der dritte der uns vorliegenden Bände der „Geisteshelden“, Görres Biographie von Joh. Nep. Sepp. *) Der greise Verfasser, wohl der älteste noch lebende Schüler von Görres, bietet in dieser Schilderung des Lebens und der politischen und patriotischen Wirksamkeit seines Meisters gewissermaßen sein letztes Vermächtniß an das deutsche Volk. Es ist das dritte Mal, daß Sepp es unternimmt der Nachwelt ein Bild von Görres zu überliefern, er hat es zuerst 1848 in einer Brochüre, dann 1877 in einem umfangreichen Buche gethan, jetzt am Abende des Lebens drängt es den Achtzigjährigen noch einmal dem Manne, der seinem Leben den Weg gewiesen, eine Gedächtnißschrift zu widmen. Sepp hat seit Görres Tode bedeutende Wandlungen in seinen Anschauungen durchgemacht: einst überzeugter Ultramontaner und

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

feuriger bairischer Partikularist hat er sich durch sein begeistertes Eintreten in der Sitzung der bairischen Kammer vom 19. Juli 1870 für die Kriegserklärung gegen Frankreich und den Anschluß an Preußen, wodurch damals der knappe Majoritätsbeschluß im Sinne der Regierung herbeigeführt wurde, großes Verdienst um die nationale Sache erworben. Er ist denn auch später ein eifriger Anhänger des neuen deutschen Reiches geworden. Mit dem Ultramontanismus steht er seit dem vatikanischen Konzil durch seine Schriften und Kritiken auf gespanntem Fuß. Die vorliegende Biographie ist kein sorgfältig gegliedertes Kunstwerk, auch eine zusammenfassende, die Größe und die Schwächen von Görres sorgsam abwägende Charakteristik findet man hier nicht, vielmehr handelt der Verfasser darin in behaglicher Breite und mit vielen Abschweifungen über des außerordentlichen Mannes Lebensgang und politische Wandlungen, sowie über seine große nationalpatriotische Thätigkeit. Die letzten Jahrzehnte von Görres Leben treten in Sepps Darstellung ganz zurück und werden nur andeutungsweise besprochen. Die große Wandlung in seinen religiösen und kirchlichen Anschauungen, seine Zuwendung zum Ultramontanismus, wie sie in der „christlichen Mystik“ und in dem „Athanasius“ zum Ausdruck kommen, wird von Sepp kaum erwähnt, geschweige denn psychologisch entwickelt und erklärt. Er hebt eben nur die Seiten von Görres Person und Wirken hervor, die für alle Deutschen sympathisch und anziehend sind und geht über die Schattenseiten rasch hinweg. Eine in die Tiefe gehende Charakterisierung von Görres höchst origineller, vielfach räthselhafter, mächtiger Persönlichkeit muß noch erst geschrieben werden. Bei der Beurtheilung von Sepps Buch aber darf man nicht vergessen, daß es ein Werk der Pietät ist, das wir vor uns haben, und die rührende Anhänglichkeit des greisen Verfassers an den längst dahingeshiedenen großen Meister läßt die Kritik verstummen.

H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Marholm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter.
2. Aufl. Berlin, Karl Duncker.

Hansson, Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten. Berlin, Karl Dunder.

Hoesch, Eugen. Sie haben keine Ehre! Erzählungen und Skizzen. Berlin, Rich. Geystein Nachf. (H. Krüger).

Freyer, C., Allerlei aus dem Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Lieder aus der kleinsten Hütte. Dresden, Druckerei Gölz.

Knorh, M., Jolklore. Dresden, Druckerei Gölz.

Philippi, A., Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Knötel, Aug., Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Wolff, Eug., Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart. Leipzig, S. Hirzel.

Betche, C., Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Alterthum. Leipzig, S. Hirzel.

Kaabe, W., Gesammelte Erzählungen. 2. Band. Berlin, D. Janke.

Hansjakob, H., Baucrnblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Heidelberg, G. Weiß.

Freybe, Dr. A., Faust und Parzival. Eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung. Gütersloh, Bertelsmann.

Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgeg. von A. Bettelheim. 2. Band, 3 H. Berlin, C. Hofmann u. Co.

Meyer, H. M., Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, C. Hofmann u. Co.

Monatsschrift für Gottesdienst mit kirchlicher Kunst. 1. Jahrg. 3. H. Göttingen, Vandenhoeck u. Co.

von der Brüggen, Baron Eduard, Gutachten über kirchenrechtliche Fragen. Herausgegeben von A. Baron Henking. Mitau, Ferd. Westhorn.

Kröger, Dr. med. Sigm., Die Grundbegriffe christlicher Weltanschauung. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme).

Martens, Dr. Oskar, Ein Maligula unseres Jahrhunderts. Berlin, Georg Reimer.

Weber, J. W., Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Brachvogel, A. C., Der Fels von Erz. Vaterländischer Roman. 3. Aufl. Berlin, D. Janke.

Hensjchel, A., Herbstblätter. Lyrisches und Episches. Dresden, C. Pierjon.

Meinem Justus zum Gedächtniß. Von M. H. S. Dresden, C. Pierjon.

Niemann, Aug., Die Erbinnen. Roman in 2 Bänden. Dresden, C. Pierjon.

Opstein, M., Erzählungen und Augenblicksbilder. Dresden, C. Pierjon.

Kreyer, M., Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen. Dresden, C. Pierjon.

Hügli, G., Dorf Düssel. Eine Satire. Dresden, C. Pierjon.

Stern, M. H. v., Dagmar, Leffeps und andere Gedichte. Dresden, C. Pierjon.

Torresani, H. Baron, Oberlicht. Wiener Künstlerroman. 2. Aufl. Dresden, C. Pierjon.

Haarhaus, J. H., Auf Goethes Spuren in Oberitalien. Leipzig, C. G. Naumann.

Heijse, Paul, Die Fornarina. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann.

Becker, J., Der Wildhirt. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, H. Werther.

Becker, J., Karthäuserisch Hundort. Eine oberhess. Dorfgesch. Leipzig, H. Werther.

Becker, J., Das Goldfeuerchen am Mittstrauch. Eine oberhessische Dorfgesch. Leipzig, H. Werther.

Sauck, C., Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians des Zweiten. Leipzig, H. Werther.

Hammermann, J., Die Kunst glücklich zu sein. Ernstgemeinte Plandereien. Leipzig, H. Werther.

Paßschke, J., Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart. Leipzig, H. Werther.

Hughes, S. P., Der atheistische Schuhmacher. Leipzig, H. Werther.

Wagner, Pastor C., Die Sittlichkeit auf dem Lande. 2. Aufl. Leipzig, H. Werther.

Schall, G. d., Schwere Noth im Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Leipzig, H. Werther.

Lippmann, Die Frau im Kommunaldienst. Vortrag. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen 1870—1895. Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Göhre, Paul, Die evangelisch-soziale Bewegung. Leipzig, Fr. W. Grunow.

W hit m a n n, S., Aus deutschem Leben. Autor. Uebers. v. Dr. W. Henkel. Hamburg, Haendcke und Lehmkuhl.

M o j a p p, Dr. H., Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Heilbronn, M. Kielmann.

H a r t, J u l., Geschichte der Weltliteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Mit gegen 1000 Abbild. 2 Bde. Neudamm, J. Neumanns Verlag.

Zwei Bücher gegen den M u h a m m e d a n i s m u s. Bruchstück einer Streitschrift von Petrus dem Ehrwürdigen, Abt von Clugny. Aus dem Lateinisch. von J. Thomä. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

K e l l e r, A d., Der Geisteskampf des Christenthums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchhandl. W. Faber.

F r a g e r, M., Die Wisjmann-Expedition. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

A n d r e a s, Dr. J. C., Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eig. Ansch. dargestellt. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

N i k o l a u s L e n a u s Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—44. Herausgeg. von Dr. Anton Schloßar. Stuttgart, A. Bonz u. Co.

L o e b e l l, N i c h., Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. von Moser. Darmstadt, August Klingelhöffer.

K i e z l e r, S i g m u n d, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.



Herausgeber und Redakteur: A r n o l d v. T i d e b ö h l.

Дозволено цензурою. Рига, 25. Сентября 1896 г.

Бухдруцкери дер „Валт. Monatschrift“, Рига.